

FESTIVAL

**Und
seitab
liegt die
Stadt**

2022

Zukunft

Literarisches
Colloquium
Berlin

Positionen
Essays
Gespräche

Kuratiert von
Shida Bazzyar und
Emma Braslavsky

FESTIVAL

Und
seitab
liegt die
Stadt

2022

Zukunft

Essays

herausgegeben von

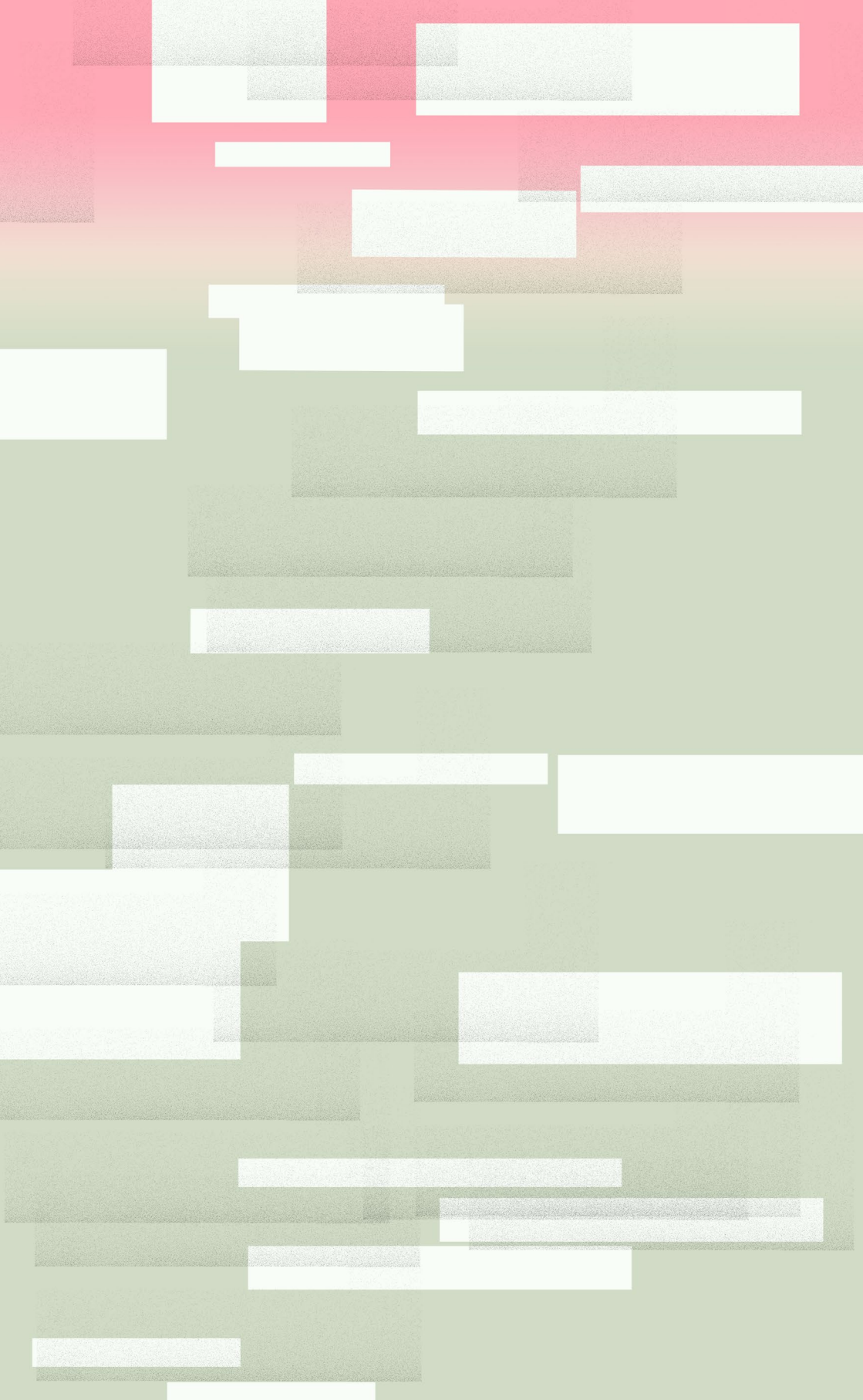
Literarisches Colloquium Berlin

lcb.de/seitab

›Zukunft‹ wird dann zum Thema, wenn wir an ihr zu scheitern drohen, wenn zu viele Fragen sich heranschieben, auf die wir keine Antworten haben. Sie entsteht als Vision in Individuen und wird im Handeln nach und nach zur Wirklichkeit. Zeit also, um diese Visionen in literarischen Texten anschaulich zu machen. Denn Literatur ist immer noch ein ideales Labor, um Alternativen auszutesten: in Natur, Gesellschaft und in der Liebe. Shida Bazyar und Emma Braslavsky haben zwölf Gäste zum dritten Festival des Programms *Und seitab liegt die Stadt* am 12. und 13. Mai 2022 eingeladen, um ihre Entwürfe und Vorstellungen mit uns zu teilen. In sechs Tandems sind sie ins Kommende gereist, haben Vorausgeschautes diskutiert und im Austausch mit dem Publikum neue Ansätze auf ihre Machbarkeit geprüft.

Und seitab liegt die Stadt ist eine Initiative der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und des Literarischen Colloquiums Berlin. Sie wird gefördert im Rahmen des BKM-Förderprogramms *Kultur in ländlichen Räumen*. Die Mittel stammen aus dem Bundesprogramm *Ländliche Entwicklung* (BULE) des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft.

Einführung: Über die Zukunft**S. 7 Shida Bazyar & Emma Braslavsky****Auf gut Deutsch****S. 13 Naika Foroutan****S. 18 Alexander Häusler****Afrotopia****S. 23 Patricia Nana Yaa Seiwaa Anin****S. 29 Matthias Lohre****Stadt, Land, Frust****S. 35 Thomas Gäbert****S. 39 Lisa-Marie Reuter****Wir schreiben in Zukunft besser****S. 45 Stefan Petermann****S. 50 Stefanie de Velasco****Sagen wir: Literaturmaschine****S. 55 Katharina Schultens****S. 61 Nicole Seifert****Relationships****S. 67 Şeyda Kurt****S. 72 Tijan Sila****S. 76 Biografien****S. 80 Liste der geförderten Projekte****S. 82 Impressum**



Shida Bazyar und Emma Braslavsky

Über die Zukunft

Emma: Als Kind dachte ich, Zukunft sei ein ferner Ort, so wie ein Briefkasten auf dem Mond, an den ich meine Träume und Sorgen adressieren könnte. Ich empfand Zukunft als Wohltat, weil ich dort oft meinen Kram loswurde, mit dem ich mich gerade nicht beschäftigen wollte. Zukunft war mir mehr Trost als Herausforderung, mehr Abenteuer als Vision. Das änderte sich, als ich im Teenager-Alter war. Plötzlich wurde Zukunft für mich immer dort sichtbar, wo Menschen scheiterten. Ich spürte ihre Abwesenheit, die einzige Möglichkeit, in der ich bis heute Zukunft ›wahrnehmen‹ kann, denn sie existiert als Zeitraum in unserer physischen Welt nicht, sie ist nur das Labor, die Erzählung, in der sich der Mensch noch nicht zurechtfindet. Sie ›existiert‹ erst, seit Menschen ein Zeitverständnis entwickelt haben, das über ihr Leben hinausgeht, seit sie theologisch denken, d. h., mit sich als Mittelpunkt einer universellen Geschichte. Seit sie aufgehört haben, nur in natürlichen Zyklen zu denken, und sich einredeten, dass sie und ihr Leben einzigartig seien. Zukunft ist immer bloß eine Keimzelle, wenn wir ihr begegnen. Und wenn sie sich entwickelt, dann wird sie Gegenwart und schnell zur Geschichte.

Shida: Wenn man mich als Kind gefragt hätte, was die Zukunft ist, hätte ich vermutlich geantwortet, das ist der Ort, an dem Marty McFly mit einem fliegenden Skateboard unterwegs ist. Die *Zurück in die Zukunft*-Filme waren der einzige Kontext, in dem mir

der Begriff begegnete. Ich frage mich, ob das an dem allgemeinen Privileg einer mehr oder weniger sorglosen Kindheit lag oder daran, dass niemand mir so recht vorleben konnte, was die Zukunft sein könnte. Die individuelle Ebene meines Elternhauses war zu eng gekoppelt an eine politische und diese ließ wenig Raum zum Träumen oder Planen oder sagen wir einfach mal: zum Vorausdenken. Während es als Kind ein Privileg ist, sich keine Vorstellung von einer Zukunft zu machen, ist es als Erwachsene wiederum eines, sich überhaupt eine Vorstellung machen zu dürfen. Sich selbst als Mittelpunkt zu begreifen, sich der Illusion des Einzigartigen hinzugeben – welchen gesellschaftlichen Gruppen steht das zu? Wenn einzelnen Gruppen auf unterschiedlichen Ebenen die Partizipation und Verantwortung für eine Gesamtgesellschaft verwehrt bleibt, macht man dann nicht zwangsläufig unmündige, ungewollte Kinder aus ihnen? Und mit denen will man dann trotzdem zusammen eine Zukunft gestalten, wie soll das eigentlich gehen?

Emma: Mein Zukunftsgefühl wurde stark vom sogenannten ›real existierenden Sozialismus‹ geprägt, der die Utopie als Endzeitmodell wollte. Nach dem Sozialismus oder Kommunismus kam da nichts mehr, dort sollte die Ziellinie sein, dort war die Zeit des Strebens und der gesellschaftlichen Entwicklung zu Ende. Dagegen rebellierte ich als Teenager im Staatsbürgerkundeunterricht, als ich mich mit dem Kapitalismus, insbesondere der sozialen Marktwirtschaft, als dynamischem gesellschaftlichem Kontinuum beschäftigte. Ich lehnte mich natürlich ideologisch an Lenins NÖP an, auch um zu verhindern, dass sie mich als unbelehrbar abstempelten. Da ich stereo aufgewachsen bin – d.h. meine Cousins und Cousinen in Hessen schickten mir über meine Großmutter eine Zeit lang ihre Schulbücher –, habe ich gelernt, wie stark die Sicht auf die Gegenwart und Zukunft von der gelenkten Sicht auf die Vergangenheit abhängt, welche Rolle dabei Begriffe spielen, die den Blick kanalisieren, und wie stark Formulierungen das Lebensgefühl prägen können, wie sie zu Architekten der Welt werden, in der ein Mensch zu leben glaubt. Von heute aus in die Vergangenheit geblickt könnte man vereinfachend sagen: Unser Leben ist immer besser geworden. Linear gedacht hieße das: Unser Leben wird in der Zukunft immer besser werden. Beim genaueren Hinschauen erkennen wir aber:

Unser Leben ist zwar besser, friedlicher, aber immer komplizierter und komplexer geworden. Wir sind kreativ und finden Lösungen, aber wir verursachen gleichzeitig enorme Kollateralschäden. Dieser in der Zukunft ansteigenden Komplexität unseres besseren Lebens werden sogenannte reine Dystopien oder Utopien nicht mehr gerecht. Wenn wir uns und unsere Umgebung nicht zerstören wollen, müssen wir uns technologisch entwickeln und gleichzeitig die Nebenwirkungen dieser Entwicklungen bekämpfen, wir müssen gesellschaftlich in Bewegung bleiben, wollen aber unseren Wohlstand nicht gefährden. Reine Zustandserhaltung oder apokalyptische Zustandsbeschreibungen sind unterkomplex und oft kontraproduktiv, haben aber leider als Kampfmittel um eine bessere Zukunft nicht ausgedient.

Shida: Als ich in Hildesheim angefangen habe, Kreatives Schreiben zu studieren, war ich ziemlich perplex über die Texte der anderen. Nicht über deren Qualität (ich war lediglich perplex, nicht arrogant), sondern über deren selbstbewusstes, unverhohlenen Apolitischsein. Ich wertete das nicht einmal, ich nahm es zur Kenntnis, und Popliteratur fand ich ja auch ganz bekömmlich. Aber heimlich fragte ich mich, was es für ein Land bedeutet, wenn dies die angehende Autor-innenschaft ist. Vielleicht passiert das, wenn man eben nicht im sogenannten ›real existierenden Sozialismus‹ aufwächst, sondern mit einem erträumten Ideal von ihm: Ich dachte, dass wir doch ›eine Aufgabe‹ haben sollten, dass wir als Schreibende doch auch die Funktion eines ›Gewissens‹ einnehmen müssen, dass wir ›Verantwortung‹ haben. Wenn DAS mal Deutschlands Gewissen wird, so dachte ich mit Blick auf die anderen, dann wird das Gesicht dieses Landes ein durchaus merkwürdiges sein. Heute mache ich zwar circa drei der mindestens fünf in diesen Überlegungen steckenden Denkfehler nicht mehr, frage mich aber trotzdem: »Wie sieht es aus, für Deutschlands Dichter-innen?« Ich gönne ihnen und mir ja jede weitere Runde Texte über Eiscreme und Zuckerwatte. Nur, ob wir uns die wirklich leisten können, das frage ich mich bei jedem Spaziergang über den Literaturjahrmarkt auch. Ich greife in die Hosentasche und zähle die Münzen. Die mikrophone Stimme dröhnt rüber und fragt nach einer neuen Runde, einer Runde Extrapaß, fragt nach Papiermangel und Ressourcen, nach Buchmessenboykott und Migrationsmaskottchen. Ich will nächstes

Jahr wiederkommen, verdammt, aber wäre schön, wenn die Stimmung dann ein bisschen besser wäre. Dann bringe ich auch meine Enkel und deren Gewissen mit.

Emma: Menschen haben sich an Geschichten in die Zukunft gehandelt. Damit wir uns verändern können, müssen wir sie uns erst vorstellen. Und gute Erzählungen über ›Zukunft‹ brauchen vor allem Held:innen in allzu menschlichen Situationen. Also stellt euch vor, ihr bestellt online einen Esstisch, weil er euch am besten gefallen hat. Die Beschreibung habt ihr nur teilweise gelesen, weil es spät war und ihr nicht so viel Text lesen wolltet. Ihr habt was von ›nachhaltig‹ verstanden, aber es ist euch entgangen, dass es sich um ein vollkommen neues Holzimitat handelt, das sich in 24 Monaten dematerialisieren wird, also in Luft auflöst. Das ist revolutionär, aber auch blöd, wenn man noch die ausdrücklichen Hinweise des Möbelstücks, die drei Monate vor dessen Dematerialisierung geäußert werden, überhört und just an diesem besagten Tag die Chefin oder die neue Geliebte zum Essen eingeladen hat. Zukunft war immer ein Dilemma für Menschen, weil sie unsere Gewohnheiten infrage stellt. Denn wenn es um Zukunft geht, geht es um Grenzerfahrungen zwischen dem, was wir mitnehmen, und dem, was wir zurücklassen müssen. Aber nichts ist so menschlich wie das Paradox: Nur in der Fiktion kann Zukunft erlebt werden, ansonsten wird sie zur Realität, und der Realität versucht der moderne Mensch gern zu entfliehen.

Shida: Ich schaffe es nicht, die Gegenwart in meinen Geschichten auszulassen. Selbst wenn ich über die Vergangenheit schreibe, selbst, wenn ich über historische Begebenheiten der 1970er Jahre schreibe: Ich kann die Folgen, die Gegenwart nicht verschweigen, sonst fühlt sich jeder Text nach Heuchelei an. Denn in der Gegenwart existiere ich, hier, an diesem Schreibtisch sitze ich und schreibe ich, und wenn der Schreibtisch unaufgeräumt ist, dann kann ich nicht schreiben, und wenn die Wäsche nicht gemacht ist, dann kann ich nicht schreiben, und wenn die Spülmaschine ruft, wie könnte ich mich denn dann hinsetzen und schreiben. Weil ich immerzu die Gegenwart aufräume, merke ich vielleicht gar nicht, dass ich das alles für die Zukunft mache. Für meine Texte der Zukunft, über die Zukunft.

Naika Foroutan
& Alexander Häusler
im Tandem

»Auf

Zeit

Deutsch«
aus

Naika Foroutan

Es wäre einmal deutsch

Auf dem Weg zum Bolu, die Badstraße hoch. Jemand hupt laut, weil wir kurz in zweiter Reihe anhalten. »Was für ein Alman!«, beschwert sich mein Junge neben mir im Auto laut. Wir schauen beide nach links, wer da kopfschüttelnd und fluchend an uns vorbeifährt – ein Mann: Schnauzer, Schwarzkopf erste Generation. Vorwurfsvoll sehe ich zu meinem Jungen rüber, in meinem Kopf gehe ich die Sätze durch: »Du sollst kein Stereotyping machen.« »Du bist selber deutsch.« »Rede nicht schlecht über die Deutschen.« »Warum sagst du einfach ›Alman‹, wenn jemand blöd hupt?!« »Er ist Türke!!!«, sage ich. Seine Antwort, kurz hoch vom Handy: »Türken können auch Almans sein. Weißt DU das nicht?«

Ok. Kartoffel versus Süßkartoffel konnte ich noch verstehen – das zweite waren die Freunde und Allies. Aber Türken als Almans? Als Iranerin schießen mir Erinnerungen in den Kopf: Damals, in den Jahren, in denen die Türkei plötzlich ökonomisch und kulturell am Iran vorbeizog, hörten wir: »Die Türken arbeiten ja auch nur die ganze Zeit. Die sind wie die Deutschen.« Als ich mal mit meinem jüngsten Sohn, der blond und blauäugig ist, in Teheran war, sagten alle: »Mashallah, der sieht ja aus wie ein Türke.« Die Türken als blonde, blauäugige, dauerarbeitende, hupende Nation? Die Frage der Perspektive wird einem klarer, wenn man mal kurz die Seite wechselt.

Für meinen Sohn schien ›Alman‹ einfach nur ein Synonym für ›Spießler‹ zu sein – und die finden sich tatsächlich in jeder Bevölkerungsgruppe. Leider. Geht man im Gesundbrunnenviertel

durch die Straßen, sieht man überall gehäkelte Gardinen, und das Auto wird von den türkeistämmigen Weddingern samstags nur deswegen nicht vor der Tür gewaschen – sondern in der Waschanlage –, weil vor der Tür kein Platz ist. Es fehlt nur noch der Wackeldackel. Ist das das neue Deutschland? Es wäre einmal deutsch – mit Schnauzer, schwarzen Haaren und Kopftuch –, aber alles bleibt beim Alten?

Die 2010er waren geprägt von zahlreichen Aufsätzen zum »neuen deutschen Wir«. Quasi als Widerspruch zu Thilo Sarrazins Thesen gab es ein ganzes Bataillon an migrantischen Neugründungen, die explizit das Deutsche im Titel verankerten: *DeutschPlus*, *Deutscher.Soldat*, *Typisch Deutsch*, *DeuKische Generation*, *Neue deutsche Medienmacher*innen* etc. Die Idee war, allen zu zeigen, dass ihre Bilder falsch waren, dass wir ab der zweiten Generation dazugehören. Dass wir auch mit Messer und Gabel essen können und Zugehörigkeit wollen. Zum Wir. Zum Deutschsein. Zum Hiersein.

Zehn Jahre lang war das der Tenor. Ich erinnere mich, wie ich einmal mit Fatih Çevikkollu, in Dortmund-Nord in einem Gymnasium vor einem Oberstufenjahrgang aufgetreten bin – Fatih hatte aus unserem damaligen Zeitgeist mehrere Comedyprogramme gemacht: Sie hießen *Komm zu Fatih*; *Fatihland* usw., und er spielte darin immer mit dieser Irritation, sich explizit als deutsch zu claimen, während das Mainstreampublikum ihn als Türken sah. Wir beide waren vom Schuldirektorium eingeladen worden, um den jungen Menschen zu erklären, wie das so ist mit dem Deutschsein. Beide standen wir auf der Bühne – die Oberstufe hatte genau 100% Migrationshintergrund. Es war das Jahr 2019 – da war der Sarrazin-Diskurs schon zehn Jahre alt. Wir beide hatten also schon eine Dekade des Deutschseinwollens hinter uns und waren eingeübt: »Deutschsein ist keine Frage der Herkunft«, »Frag mich nicht, warum ich so gut Deutsch spreche«, »Ihr müsst Euch zu Eurer deutschen Identität aktiv bekennen!«, und so weiter und so fort. Das Spannende an unsrem Auftritt war, dass wir irgendwann merkten, dass dieser Talk nicht funktioniert. Dass diese Jugendlichen uns anschauten, als wären wir aus einem absurden dadaistischen Rollenspiel. Die hätten alle unsere Kinder sein können und sie verstanden einfach nicht,

warum wir sie von da oben, von der Bühne aus, auffordern wollten, etwas zu sein, was für sie überhaupt nicht erstrebenswert schien. Wir kamen uns vor, als wollten wir ihnen einen Walkman andrehen.

Jedes narrative Modell hat seine Zeit. Das ›neue deutsche Wir‹ ist jetzt out. Niemand will mehr Deutscher sein. Jetzt, wo es immer mehr Menschen bereits sind. Wir – ja, ich weiß: Ein Wir ist amorph und kontingent. Es ist immer konstruiert, und es beruht auf Ein- und Ausschlüssen. Auf Selbst- und Fremdbildern. Möge sich zu meinem Wir hinzuzählen, wer mag! – wir hatten damals unseren Feldzug für das ›neue Deutsche‹ zu einer Zeit begonnen, als gerade das Wort Migrationshintergrund erfunden wurde. Das war 2005. Vorher hatten wir schon mit vielen anderen für eine doppelte Staatsbürgerschaft, für ein kommunales Wahlrecht und gegen Diskriminierung und Rassismus in den 1990ern gekämpft. Davor auch gegen den Nato-Doppelbeschluss – auch das war ein neues deutsches Wir. Aber das ist eine andere Geschichte. Wir dachten, mit der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts und der Süßmuth-Kommission 2001 einen Riesenerfolg gelandet zu haben. Man konnte nun Deutscher werden, ohne es schon immer gewesen zu sein. Endlich hieß es: »Deutschland ist ein Einwanderungsland.« Aber nichts fühlte sich danach an. Wir hatten den Satz gewonnen – aber nicht das Feeling. Also pushten wir weiter. Vor allem, weil uns Friedrich Merz (ja, den gab es damals auch schon!) in die Parade gefahren war. Mit seiner Leitkulturdebatte hatte er uns die Party vom Einwanderungsland vermiest: »Ihr habt zwar gewonnen, aber ich ändere jetzt die Spielregeln. Ihr könnt zwar Deutsche werden, aber keine richtigen, denn dafür braucht es einen geheimen Code – und der heißt Leitkultur.« Also bemühten wir uns, diesen Code zu knacken: Sprachadaptation, Ironie, Comedy, Aufstiege, Sichtbarkeit, Musik, Politikerinnen, Nachrichtensprecherinnen, Ministerinnen, Professorinnen, Texte, Twitter und Theater – mit aller Wucht begaben wir uns in die Challenge.

Das Spannende ist: Je mehr wir erreichten, je höher die Aufstiege, desto schärfer wurde der Integrationsdiskurs. Er flog uns wie Pershing-II-Raketen (die heute leider wieder jeder kennt) ins Gesicht. Während wir an Peter, Paul und Marie vorbeizogen, hörten

wir Thilo im Vorbeirauschen noch rufen: »Das schaffen die nie ...!« Ihre Gene, ihre Kultur. Wir heulten kurz und spien Feuer dagegen. Und wenn wir heute in die Statistiken schauen, dann wissen wir: Es ist keine Frage der Benevolenz mehr, kein ›Interkulturelle Öffnungs- oder Charta-der-Vielfalt-Gehabe‹. Es ist purer Widerstand, Aktivismus und die Statistik, die die Fernsehanstalten mit migrantischen Protagonist:innen füllen, die Medien mit migrantischen Journalist:innen und die Parteien mit migrantischen Politiker:innen. Auch die Studiengänge von Jura bis Soziologie – und nicht mehr nur BWL und Medizin – sind zunehmend schwarzköpfig. Die Chefs haben dabei immer noch das Gefühl, sie hätten gerade für *Brot für die Welt* gespendet, wenn sie eine migrantische Sprecherin in ihrem Unternehmen einstellen – in Wahrheit haben sie keine andere Wahl. Knapp 40% der Menschen unter 18, die in diesem Land leben, haben eine familiäre Migrationsbiografie. 13% der Wähler:innen bei der letzten Bundestagswahl waren Migranten oder hatten migrantische Eltern. Würde man in dieser Legislatur das Wahlalter auf 16 Jahre senken, dann hätten wir bald 20% Wählende, die familiär mit weiteren Ländern der Welt verbunden wären. Das ist grob so viel, wie die CDU bei der letzten Bundestagswahl an Stimmen bekommen hat. Es ist ein Machtfaktor. Das Spannende ist auch: Je mehr wir aufstiegen, um zu beweisen, dass wir keine Ausländer mehr sind, sondern Deutsche mit Leistungsethos und so, desto cooler wurde es wieder, Ausländer zu sein. Kein Wunder – es gab Role Models, und die hießen nicht nur Klaus und Tobias.

Mein großer Sohn sagt, wenn er mir was erklären will: »Wir Ausländer«. Als ich ihm irgendwann mal klarmachen wollte, dass er gar kein Ausländer ist – er hat nämlich nur einen deutschen Pass und ist hier geboren –, meinte er zu mir: »Mama, du in deinem Büro in Berlin Mitte kannst ja Person mit Migrationshintergrund zu mir sagen – für mich sind wir Ausländer und bleiben das auch!« Und es klang weder gekränkt noch klang es diskriminiert. Interessanterweise klang es stolz. Und kein bisschen spießig – aber das kann sich ja noch ändern. Nun könnte man lange über Selbstethnisierung streiten, über Internalisierung von Ausgrenzung, über negative Identität. Man kann aber als Mutter ziemlich gut erkennen, ob etwas widerständig artikuliert wird, selfproud oder eskapistisch. Ob er vermeidet zu sagen, »Wir sind Deutsche«,

weil er das Gefühl hat, das würde ihm bei seinem Aussehen sowieso niemand glauben, oder ob er das Ausländermotiv rausholt, weil es in den letzten Jahren und in denen, die noch vor uns liegen, möglicherweise zum Mainstreamkriterium schlechthin wird und gleichzeitig noch ein Coding mitliefert, das urbane Coolness, Aufstiegsgeschichten und Weltanschliessigkeit erlaubt?! Das alles wäre dann wohl doch wieder anschlussfähig an das »neue deutsche Wir«, von dem wir so träumten – in den beginnenden 2000ern. Inshallah be it.

Als mein Vater im März 2021 die erste Corona-Impfung erhielt, rief er mich an: Zum ersten Mal in »diese Deutschland« sei er glücklich. Er habe so ein Stressgefühl gehabt vorher, dass man ihn nicht impfen würde, dass man ihn schlecht behandeln würde, falls er etwas nicht versteht. »Mein Zucker war auf 240 – jetzt ist auf 112!«, rief er durchs Telefon. Alle im Impfzentrum seien Schwarzköpfe gewesen. »Alle sahen aus wie Ali Maddi!« (der Sohn von seinem Freund). »Aber trotzdem (sic!)« sei alles so wahnsinnig gut organisiert gewesen. Das betonte mein Vater mehrfach, ungläubig und glücklich: »So ein gute Organisation! Das ist jetzt Deutschland?«, fragte er mich mehrfach. Der Arzt, der ihn geimpft habe, sei als einziger Deutscher gewesen – »aber (sic!) auch soo nett!« Ich habe es mir gespart, ihm meine alte Leier auszupacken (»Papa, woher willst du wissen, dass die Ali Maddis nicht auch Deutsche waren. Du musst das endlich mal lernen!« usw.). Er brachte das dann am Ende alles selber auf einen Nenner: »Ich habe gesagt, Herr Doktor, was haben Sie gemacht mit diese Land? Sie sind jetzt so nett wie die Ausländer, und die Ausländer sind so organisiert wie die Deutschen?! Das ist ein gutes Land. Schade, dass ich so alt bin. Früher war nicht so ...« Und ich dachte mir, ja, die letzten zehn Jahre, die mein Vater nicht mehr da war, waren wohl dynamischer als wir glauben. Der Kampf gegen Sarrazin, NSU, Halle, Hanau, unsre Schmerzen, unsre Ängste, unsre Trauer – sie haben eine Wut erzeugt und ein Zusammenkommen und eine Klarheit: Wir sind hier – wir gehen nicht mehr weg, und das ist unser Land, und wir machen es jetzt schön!

Alexander Häusler

Das rechte Ringen um Identität

Der russische Angriffskrieg auf die Ukraine überschattet aktuell alle Debatten über die Möglichkeiten friedlichen Zusammenlebens und symbolisiert eine Zeitenwende hinsichtlich vermeintlicher Gewissheiten – seien es nun das von Francis Fukuyama verkündete ›Ende der Geschichte‹ in Form einer unumkehrbaren Vorherrschaft liberalkapitalistischer Gesellschaften oder etwa das vom Weltwirtschaftsforum verkündete Versprechen eines ›großen Neustarts‹ in eine mehr sozial, gerecht und nachhaltig gestaltete Weltwirtschaft. Wunschbilder eines westlich-demokratischen Universalismus und eines friedlichen, postnationalen Europas zerschellen jedoch nicht nur an den grausamen Bildern dieses Krieges und dessen ethnonationalistischer Rechtfertigungsversuche.

Eine rechte Regression in demokratiefeindlicher, ethnonationalistischer sowie auch in offen völkischer Stoßrichtung ist in vielen Ländern Europas so stark geworden, dass sie deren politischen Kernbestand bedroht. In den Mitgliedsländern der als politisches Erfolgsmodell gefeierten Europäischen Union haben

radikal rechte Parteien mit Hetze gegen Migration, pluralistische Identitätsentwürfe und eine Gesellschaft der Vielfalt an Einfluss gewonnen. ›Retrotopia‹ nannte der Soziologe Zygmunt Bauman diese rückwärtsgewandte Gesellschaftsutopie. Sie sei geprägt durch die Rehabilitation des tribalen Gemeinschaftsmodells, den Rückgriff auf das Bild einer angeblich ursprünglichen nationalen Identität, deren Schicksal durch nichtkulturelle Faktoren vorherbestimmt sei: Laut Bauman herrsche in der öffentlichen Meinung die populäre Ansicht vor, es gebe wesensmäßige, nicht verhandelbare sine qua non-Voraussetzungen »zivilisatorischer Ordnung«.

Auch in Deutschland entpuppt sich die Großerzählung von einer gefestigten Demokratie als fragil: Mit der AfD erzielt eine regressive Kraft Zustimmung, die einen rückwärtsgewandten Nationalismus in Kombination mit völkischen Identitätskonzepten breitenwirksam wieder attraktiv erscheinen lässt. Für den AfD-Ehrenvorsitzenden Alexander Gauland stehen Identität und Nationales augenscheinlich über den Werten der Verfassung, da sie angeblich unveränderliche Lebensmerkmale darstellen:

Wir lieben nicht die Verfassung, wir lieben unser deutsches Volk. Aber wir wissen, dass die Verfassung richtig und nützlich ist und wir stehen für sie ein. Sie ist ein Kleid, das man verändern kann. Identität, Nationales, Kultur kann man nicht verändern. Sie ist uns angeboren und sie ist etwas, was wir alle zum Leben brauchen.

Die rechte Identitätspolitik beinhaltet und mündet in die Prophezeiung einer völkischen Apokalypse, die bei der AfD zum Schreckgespenst eines angeblichen ›Aussterbens des deutschen Volkes‹ mutiert. Die Rechtsaußenpartei hat programmatisch ein Verständnis von Identität entwickelt, das sich gegen die multi-kulturelle Verfasstheit unserer Einwanderungsgesellschaft richtet. So heißt es in ihrem Programm zur letzten Bundestagswahl:

Unsere Identität ist geprägt durch unsere deutsche Sprache, unsere Werte, unsere Geschichte und unsere Kultur. Letztere sind eng verbunden mit dem Christentum, der Aufklärung, unseren künstlerischen und wissenschaftlichen Werken. Unsere Identität bestimmt die grundlegenden Werte, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Die deutsche Leitkultur beschreibt unseren Wertekonsens, der für unser Volk identitätsbildend ist und uns von anderen unterscheidet. Sie sorgt für den Zusammenhalt der Gesellschaft und ist Voraussetzung für das Funktionieren unseres Staates. Die gemeinschaftsstiftende Wirkung der deutschen Kultur ist Fundament unseres Grundgesetzes und kann nicht durch einen Verfassungspatriotismus ersetzt werden.

Eine populistische Ansprache wird in der AfD verknüpft mit völkisch-nationalistischen und apokalyptischen Narrativen. So postete z. B. der AfD-Politiker Thorsten Weiß, Mitglied im Berliner Abgeordnetenhaus, auf seiner Facebookseite in Bezug auf die prognostizierte Zunahme von Staatsbürger-innen mit Migrationshintergrund: »Die Regierung plant den Volkstod!«.

Merkmal eines solchen Populismus mit völkisch-autoritärer Stoßrichtung ist eine rechte Identitätspolitik, die folgende Merkmale aufweist: eine ethnonationalistische Herleitung von Identität sowie eine Inanspruchnahme der Identifikationsbegriffe ›Heimat‹, ›Glaube‹ und ›Gemeinschaft‹, die eine kulturell exkludierende Deutung nationaler Identität beinhalten. ›Identität‹ wird dort als angeblich angeborenes und unveränderliches Merkmal einer ›nationalen Gemeinschaft‹ gedeutet. Das Schlagwort der Identität ist laut dem Erziehungswissenschaftler Georg Auernheimer als ›nationale‹ oder ›kulturelle Identität‹ zur zentralen Kategorie der Neuen Rechten geworden. Gemeinsam ist ihnen laut Rechtsextremismusforscher Helmut Kellershohn, dass sie auf eine Entität (deutsches Volk, deutsche Kultur) rekurren, deren einfache Identität (»wir sind wir«) sie als immer schon gegeben voraussetzen. Verbindend ist hierbei die vorgängige Setzung des ›Volkes‹ als Abstammungs- und Zeugungsgemeinschaft. Ein solches, identitätsstiftendes Kollektivsubjekt müsse sich gegen die Bedrohungen von außen verteidigen – seien es nun die als fremd Markierten oder das Feindbild einer ›globalistischen Elite‹, die ›die Völker‹ bedrohe bzw. gar deren ›Auslöschung‹ anstrebe. In diesem Duktus bezeichnet Gauland die Zuwanderung als eine »Politik der menschlichen Überflutung«. Zuwanderung stehe für den »Versuch, das deutsche Volk allmählich zu ersetzen durch eine aus allen Teilen dieser Erde herbeigekommene Bevölkerung.« Für den ehemaligen CDU-Politiker geht es bei der AfD-Politik offenbar um einen existenziellen Daseinskampf: »Das elementare Bedürfnis eines Volkes besteht darin, sich im Dasein zu erhalten. Das ist im Grunde das AfD-Parteiprogramm in einem Satz. Es geht uns einzig um die Erhaltung unserer Art zu leben.« Solcherlei Vorstellungen führen auch andere rechtsextreme Strömungen wie die Identitäre Bewegung, neurechte Denkfabriken wie das Institut für Staatspolitik, neofaschistische Parteien wie Die Rechte oder die NPD sowie neue, in der Corona-Krise

entstandene rechte Protestbewegungen geistig zusammen. In rechtsextremen Blättern wie dem Compact-Magazin werden Konzepte wie der oben erwähnte ›Great Reset‹ des Weltwirtschaftsforums umgedichtet zu völkischen Verschwörungsfantasiën: Der verkündete große Neustart wird dort – in Analogie zur rechtsextremen Erzählung vom ›Großen Austausch‹ angestammter mit zugewanderten Bevölkerungsteilen – verklärt zu einem von sogenannten internationalen Eliten in Gang gesetzten Plan zur Neuordnung der Welt zum Austausch der ›Völker‹. Solche Verschwörungserzählungen dienen antisemitischen Feindbildsetzungen in Tradition der berühmten *Protokolle der Weisen von Zion*.

Die Abstrusität eines solchen völkisch-apokalyptischen Reinheitswahns offenbart sich in rechten Reaktionen auf den russischen Angriffskrieg: Während etwa die rechtsextremen Parteien Der Dritte Weg und die Freien Sachsen in ihrer völkisch-nationalistischen Stoßrichtung identisch sind, mobilisiert die eine Formation zur Unterstützung ukrainischer Nationalisten und die andere fordert mit gleicher Argumentation eine Unterstützung der russischen Aggression. Vielleicht besteht Hoffnung, dass dieser Wahnsinn eine Abkehr von den Fallstricken nationaler Identitätspolitik bewirken kann und die Notwendigkeit zum entschiedenen Eintreten für eine Gesellschaft der Vielen mehr in das öffentliche Bewusstsein rückt.

Patricia Nana Yaa Seiwaa Anin & Matthias Lohre
im Tandem

»» Afro- topia ««

Patricia Nana Yaa Seiwaa Anin

Afrotopia

Einer der größten Fehler, den der Westen bei seinen futuristischen Visionen begeht, ist, Afrika aus den schillernden Zukunftserzählungen und Science-Fiction-Narrativen auszulassen. Es ist ignorant und realitätsfern, eine Zukunftsprognose zu entwerfen, in der Afrika nicht erwähnt wird. Die Bevölkerungszahlen des Kontinents sind am Explodieren: Bis zum Jahr 2050 werden sich die 1,2 Milliarden Bewohner-innen verdoppelt haben. Das bedeutet, dass im Jahr 2050 25 Prozent der Weltbevölkerung Afrikaner-innen sein werden. Anders gesagt: Jeder vierte Mensch wird dann Afrikaner-in sein, wovon wiederum ca. 50 % jünger als 18 Jahre alt sein werden. Das bedeutet auch, dass auf Europa die geballte Kraft von 1,2 Milliarden jungen Menschen zurollt. »Afrika« ist also ein Thema, dem sich der Westen irgendwann nicht mehr wird entziehen können. Vielmehr noch muss der Westen verstehen, dass er gemeinsam mit Afrika in die Zukunft blicken sollte, um nicht übermannt zu werden von den gewaltigen menschlichen Ressourcen, die der Kontinent bieten wird. Damit meine ich allerdings nicht, Afrika als Bedrohung oder als Entwicklungsaufgabe zu betrachten (zwei andere fatale Fehler, die der Westen

begeht), sondern als Chance, als Perspektive. Die Jugend Afrikas, angetrieben von Entwicklungen wie Digitalisierung und Globalisierung, ist im Aufbruch. Wir befinden uns gerade an einem Schlüsselpunkt, ein neues Zeitalter der Selbstermächtigung ist angebrochen, und es geht uns alle etwas an, denn die afrikanischen Jugendlichen sind die Träger-innen der Zukunft.

Die Jugend Ghanas ist mit einer Aufgabe konfrontiert, die konfliktgeladener nicht sein könnte: die Herstellung eines fragilen Gleichgewichts zwischen lokaler und kultureller Verwurzelung und der globalen Konsumkultur, zwischen Selbstverwirklichung und der gesellschaftlichen Realität. In Zeiten wachsender Überforderung und Unsicherheit angesichts der Globalisierung suchen junge Afrikaner-innen nach ihren Wurzeln, um aus ihnen etwas Neues wachsen zu lassen. Eine der größten Herausforderungen liegt dabei meiner Beobachtung zufolge in der Kollision des kollektivistischen Wertesystems der lokalen Kultur und des kapitalistischen Individualismus des Westens, der immer weiter hinüberschwappt und die lokalen Normen zu überschwemmen droht. Ghanaer-innen sind ein sehr stolzes Volk, und Kultur – Familie, Sprache, Spiritualität – bilden einen elementaren Baustein des gesellschaftlichen Zusammenlebens; eine Zuwendung zu westlich liberalen Werten wird von der Familie als eine Abwendung von Kultur und Tradition gewertet. Allerdings bin ich während meines Aufenthalts in Accra, der Hauptstadt Ghanas, auf so viele weltoffene, kreative, schlaue und politisierte junge Menschen getroffen, die sich gleichzeitig in ihrem Kern mit afrikanischen Werten identifizieren und stolz auf ihre Kultur sind, diese nicht verlieren wollen und eine Westernisierung strikt ablehnen. Doch auf das Land kommen eine Reihe radikaler Veränderungen zu.

Einer der größten Transformationsprozesse, der gerade in afrikanischen Ländern zu beobachten ist, ist die Urbanisierung. Bis 2050 wird sich die urbane Bevölkerung Afrikas verdreifacht, die Anzahl afrikanischer Städte verfünffacht haben. Mehr als die Hälfte der Stadtbewohner-innen werden Jugendliche sein, denn junge Menschen ziehen mit höherer Wahrscheinlichkeit von ländlichen Regionen in Städte, was den Anteil der Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter in urbanen Regionen erhöht. Der Prozess

der Urbanisierung in Afrika bringt also ein enormes Potenzial mit sich. Städte sind schließlich – das zeigen Erkenntnisse aus der Geschichte – die Zentren für menschliche Entwicklung, treibende Faktoren für das Wirtschaftsgeschehen und somit die wichtigste Transformationskraft des Kontinents. In Städten werden neue Märkte für Investitionen geschaffen, Angebote bei Wissenstransfer und Logistik sind einfacher verfügbar. Städte sind der Raum, in dem sozialer, politischer, kultureller, technischer und ökonomischer Wandel passiert, und sich Hotspots für Kreativität, Innovation und Produktivität bilden. Wenn ich dabei an Accra und Kumasi, die beiden einflussreichsten Städte Ghanas, denke, dann fallen mir die bunten, pulsierenden Straßen ein, die sich wie Adern durch die Städte ziehen und eine-n mit ihrem Sog verschlucken. Die Großstädte sind ein lebhafter und überwältigender Ort der Inspiration und des Chaos – für mich repräsentieren sie Selbstverwirklichung, einen Raum für unglaublich viele Möglichkeiten. Ich habe selten Orte gesehen, die für mich so prickelnd, so stimulierend, so reizüberflutend waren wie die hektischen Märkte oder die überlaufenen Stadtzentren Ghanas. Gerade unter jungen Menschen haben sich Accra und Kumasi zu Brutstätten für künstlerische Kollektive, zu einem Knotenpunkt kreativen Schaffens und schöpferischer Innovation entwickelt, was in mir einen sehr optimistischen Zukunftsglauben weckt.

Eine weitere Dynamik, der nicht nur Ghana, sondern ganz Afrika ausgesetzt ist, ist die Digitalisierung. Auf meiner Reise durch das Land wurde ich – nach einer mehrstündigen Fahrt durch den hektischen Verkehr Accras und dessen Vororte sowie durch malerische Landschaften und über Straßen voller Schlaglöcher, die die Fahrt zu einer Herausforderung machten – in ein kleines Dorf gespült, um das sich ringsherum atemberaubend schöne Hügel, riesige Wasserfälle und vor allem dichter, grüner Regenwald erstreckten. Ich fühlte mich in der Idylle unglaublich wohl und hatte das Gefühl, noch nie so abgeschnitten vom Rest der Welt gewesen zu sein. Bei einem ersten Spaziergang durch das Dorf wurde mir jedoch zunächst ein bisschen schlecht. All meine internalisierten Klischees über Afrika materialisierten sich vor meinen Augen: Die Leute lebten in Lehmhütten, kochten ihr Essen über dem Feuer und hatten teilweise auch keinen richtigen Zugang zu fließendem Wasser, die Wäsche wurde im Fluss

direkt neben dem Dorf gewaschen. Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass ich nicht ein kleines bisschen geschockt war, doch ich musste die westliche Brille, die meinen Blick trübte, absetzen. Schließlich suchte ich Kontakt zu den Locals. Ich wurde von einem siebzehnjährigen Jungen namens Jonathan durch den Regenwald geführt. Zunächst fiel es mir etwas schwer, eine Verbindung zu ihm aufzubauen, schließlich hätten unsere Lebensrealitäten unterschiedlicher nicht sein können. Doch als er das Thema ›Musik‹ aufbrachte, verwandelte sich die anfänglich peinliche Stille in ein angeregtes Gespräch. Zunächst unterhielten wir uns nur über aktuelle Chart-Trends in Ghana, dann schwang das Gespräch um in eine Diskussion über Popkultur und die neuesten Entwicklungen in der Kunst- und Musikszene. Natürlich war er besser informiert als ich, und als er mich nach irgendeinem Sänger fragte, den ich nicht kannte, angelte er ungläubig sein Smartphone aus der Hosentasche und zeigte mir ein Album. Später wurde ich von ihm noch zu seinem Onkel eingeladen, um mit ihnen gemeinsam zu essen. Es gab Reis und sehr scharf gewürzte Bohnen, das Essen köchelte auf der Feuerflamme auf dem Boden. Und nun saß ich da, in einer kleinen Lehmhütte mit Wellblechdach, umgeben von rund zehn Menschen, die sich alle um einen Flachbildfernseher drängten und mit gebanntem Blicken auf den Bildschirm starrten. Und da begriff ich, dass die Digitalisierung ihre drahtigen Finger bereits in jeden Winkel dieser Erde gespreizt hat, dass sie vor nichts und niemandem mehr haltmacht. Und das verändert vieles. Jonathan erzählte mir von seinen Träumen, nach Accra zu ziehen und dort Touristen-Guide zu werden. Er will einen festen Job mit zuverlässiger Gehaltsauszahlung und fairen Arbeitsbedingungen. Er muss sich nicht mehr mit dem zufrieden geben, was seine Eltern und Großeltern besaßen. Dieses handgroße Display in seiner Hosentasche ermöglicht ihm den Zugang zu Träumen, an die die Generationen vor ihm nicht einmal zu denken gewagt hätten. Er kann sein Leben nun mit dem von Menschen in den Großstädten des Landes, gar mit dem von Menschen international, vergleichen. Er darf größere Gedanken für seine Zukunft spinnen. Er darf mehr wollen. Jonathans Zukunftsträume unterscheiden sich nicht wesentlich von meinen, wir beide wollen ähnliche Dinge vom Leben, was fast schon absurd ist, wenn man bedenkt, wie sehr sich unsere Lebensweisen voneinander unterscheiden.

Technische Entwicklungen wurden nicht schrittweise in den Alltag in Ghana integriert, sondern kamen ziemlich plötzlich. Noch vor ein paar Jahren waren Smartphones und Fernseher ein rares Gut, das einem mit hoher Wahrscheinlichkeit geklaut wurde, wenn man nicht achtgab. Vor der Reise hatte ich meinen Vater gefragt, ob ich mein Handy auch in der Öffentlichkeit zücken könne oder ob ich dann damit rechnen müsse, dass es mir entwendet wird. Er begann, schallend zu lachen, und blickte mich amüsiert an, ich kam mir sofort dumm vor. »Keiner wird dir dein Handy klauen. Jeder in Ghana besitzt mittlerweile ein Smartphone.« Dieser drastische Wandel von unzureichender technologischer Infrastruktur hin zu einer Verteilung, bei der Menschen eher ein eigenes Smartphone mit Internetzugang besitzen als fließendes Wasser, ist so paradox, dass es fast schon amüsan ist. Die Digitalisierung entfaltet so ein enormes Wirkungspotenzial und stärkt nach meinen Beobachtungen die Jugendlichen in ihrem Selbstbewusstsein, stößt außerordentlich viele Prozesse der Identitätssuche und Selbstfindung an. Die ghanaische Jugend findet ihren Platz in der Welt, kann die Dimensionen und Machtstrukturen unserer Gesellschaften und die Geltung, die sie im globalen Kontext einnehmen kann, verstehen. Junge Leute werden mobilisiert und ihnen wird die Möglichkeit zum Austausch und zur Vernetzung mit anderen Menschen sowie auch mit der Diaspora gegeben. Das afrikanische Selbstverständnis und Bewusstsein werden so gefüttert mit neuer Energie, was in einer vor allem in Westafrika gesteigerten Politisierung der jungen Bevölkerung resultiert. Die jungen Leute in Ghana haben nämlich durch ihre gefestigte Identität verstanden, dass Afrika ein unheimlich reicher Kontinent ist, dass Ghana ein Land mit reichen Ressourcen ist und alles hat, was es braucht, um sich, ja sogar die ganze Welt zu versorgen. Es drängt sich also die Frage auf, warum nur ausländische Unternehmen zu profitieren scheinen und nicht die Bevölkerung selbst. Warum das Land noch immer mit Grundproblemen zu kämpfen hat, die es längst hätte hinter sich lassen können. Die Wut, die bei den Jugendlichen viel zu lange erstickt wurde, kann nun endlich lichterloh emporflammen. Es wächst eine Generation von jungen Leuten heran, die sich nicht mehr mit leeren Versprechen der Politik vertrösten lässt und die ganz genau weiß, wie ihre Zukunft aussehen soll. Eine Generation, die stolz auf ihr Heimatland und ihre Kultur ist und sie nicht

mehr unterschätzt, die ihr Potenzial begriffen hat und es vollends ausschöpfen will. Afrikaner·innen steht die Möglichkeit offen, aus allen Entwicklungen und Wertesystemen dieser Welt jene Teile auszuwählen, die zu ihnen am besten passen. Sie können aus den Fehlern, die der Westen in seinen Strukturen gemacht hat, lernen und von ihrer eigenen kulturellen Perspektive profitieren, sich ihr eigenes Fundament aufbauen. Für mich lässt sich die neue Denkweise, die gerade zu beobachten ist, vor allem als ein Liebesgeständnis an Ghana, an Afrika deuten.

Mir persönlich ist es ein großes Anliegen, Menschen vermitteln zu können, wie wichtig es ist, ein Bewusstsein für Afrika im Allgemeinen und Ghana im Besonderen zu entwickeln, und wie dringlich es ist, damit aufzuhören, den Kontinent in seiner Diversität, Stärke und Schönheit zu unterschätzen, ja nahezu zu übergehen. Ich wünsche mir, in einer Welt zu leben, in der wir von Afrikas Potenzial sprechen können, ohne im selben Atemzug von den Problemen reden zu müssen. In einer Welt, in der das Narrativ der hilfsbedürftigen Afrikaner·innen einem Austausch auf Augenhöhe weichen kann. Einer Welt, die Afrika nicht als Problem betrachtet, sondern als Lösung. Und vor allem wünsche ich mir, dass wir die Zukunft nicht für, sondern mit Afrika entwerfen.

Matthias Lohre

Atlantropa

Um zu begreifen, was ›Atlantropa‹ ist, brauchen wir uns bloß vorzustellen, wir stiegen am Berliner Hauptbahnhof in den Zug. In unserem privaten Abteil verstauen wir das Gepäck unter den Betten, legen Getränke und Essen bereit und setzen uns auf die Fensterplätze. Wir werden mehrere Tage unterwegs sein. Unsere Reise führt uns nach Kapstadt. Umsteigen müssen wir nicht.

Nachdem der Zug Berlin verlassen hat, sehen wir zunächst Wälder und Städte hinter dem Fenster vorüberziehen, danach schneebedeckte Alpengipfel und schließlich über viele Stunden das Azurblau von Italiens Westküste. Das schier unendliche Gleichmaß schläfert uns vielleicht ein wenig ein, und so bemerken wir nicht sofort, wie der Zug die Spitze des italienischen Stiefels erreicht. Denn wo einst das Mittelmeer den Kontinent von Sizilien trennte, fahren wir nun über festes Land. Italiens Küsten haben sich weit ins Meer vorgeschoben.

Kurz darauf erblicken wir zu beiden Seiten des Abteils nichts als Wasser: Der Zug gleitet über einen sechshundsechzig Kilometer langen Staudamm. Das größte Bauwerk der Erde schließt die letzte verbliebene Lücke zwischen Europa und Afrika.

Der Tunisdamm ist mehr als doppelt so groß wie sein Vorbild in der Meerenge von Gibraltar. Das dortige, mehr als dreißig Kilometer breite Bollwerk drängt seit Jahrzehnten die Ströme des Atlantiks zurück. Weil dem Mittelmeer so der wichtigste Zufluss genommen wurde, ist dessen Spiegel durch Verdunstung nach und nach um hundert Meter gesunken.

Der neue Tunisdamm, über den unser Zug rollt, teilt das Mittelmeer in zwei Hälften. Während der Spiegel des westlichen Beckens hundert Meter niedriger als früher verharrt, wird das Wasser im östlichen Becken um weitere hundert Meter abgesenkt. Als Folge fällt die Adria trocken; die Inseln der Ägäis verschmelzen miteinander, ebenso Sardinien und Korsika und die Balearen; Israel wächst weit über seine engen Grenzen hinaus; am meisten Land jedoch steigt vor Tunesien, Libyen und Ägypten aus den Fluten.

Unser Schnellzug Berlin-Kapstadt rast jetzt über afrikanische Erde weiter nach Süden. Parallel zur Strecke sehen wir Reihen stählerner Masten und Rohrleitungen. Die Masten verteilen elektrischen Strom, den gewaltige Wasserkraftwerke erzeugen, in ganz Afrika und Europa. Die zwei Milliarden Bewohnerinnen des Doppelkontinents verfügen über saubere, unerschöpfliche Energie.

Die Rohre wiederum leiten entsalztes Meerwasser in die Senken der nördlichen Sahara. Wo bis vor wenigen Jahrzehnten fast alles Leben vertrocknete, erstrecken sich nun zwei Millionen Quadratkilometer blühender Landschaften.

Immer tiefer hinein geht es in den Kontinent. Doch uns kommt es vor, als führe der Zug ins Freie, an die Küste. Denn zu unserer Linken, wo einst Sandstürme riesige Gebiete schier unpassierbar machten, erstreckt sich heute das Tschadmeer. Von der Nord- zur Südspitze ist es mehr als tausend Kilometer lang und verfügt über 6.400 Kilometer lange Uferlinien. Es mildert das Klima, ernährt seine Anrainer und dient als Verkehrsweg. Aus der Wüste ist ein Knotenpunkt geworden.

Nach mehreren Stunden Fahrt entlang des Ufers wird die Meeresoberfläche immer schmaler, bis sie sich zu einem Kanal verengt. Der künstliche Flusslauf verbindet das Tschadmeer mit seinem Quell: dem Kongomeer.

Hierfür staut ein Damm in der Nähe Kinshasas den Kongofluss auf, so dass dessen Süßwasser, anstatt ungenutzt in den Atlantik abzufließen, das Kongobecken füllt. Das Ergebnis, mit 900.000 Quadratkilometer größer als Deutschland und Frankreich zusammengenommen, mildert das schwülheiße Klima am Äquator. Tropenkrankheiten wie Malaria plagen die Menschen weit weniger als früher, die Lebenserwartung ist deutlich gestiegen.

Unsere Reise dauert bereits mehrere Tage und Nächte, doch bevor sie endet, passieren wir ein drittes von Menschenhand angelegtes Gewässer, das sich südlich der Victoriafälle erstreckt. Für den Victoriasee staut ein Damm den Sambesi-Fluss auf dem Territorium von Sambia, Botswana und Simbabwe.

Als wir schließlich wenige Stunden später im Hauptbahnhof von Kapstadt einfahren, begleiten uns noch Bilder von in der Dunkelheit leuchtenden Städten, großen Schiffen in modernen Häfen und bis zum Horizont reichenden, fruchtbaren Äckern.

Das also sind, kurz zusammengefasst, die gewaltigen Baupläne des Atlantropa-Projekts. Erdacht hat sie der Münchner Architekt und Ingenieur Herman Sörgel, und gemeinsam mit seiner jüdischstämmigen, in Berlin geborenen Ehefrau Irene, geborene Villanyi, warb er von 1928 bis zu seinem Tod 1952 in vier grundverschiedenen politischen Systemen unerschütterlich für seine Ideen.

Von diesem faszinierenden Paar und seinem Weltrettungsvorhaben handelt auch mein Debütroman *Der kühnste Plan seit Menschengedenken* (Verlag Klaus Wagenbach, 2021). In den insgesamt vier Jahren, in denen ich mich mit den Argumenten, Ideen, Ängsten und Hoffnungen der Sörgels auseinandersetzte, stellte ich mir immer wieder eine Frage: Wussten sie, was sie taten?

Die Antwort scheint klar: Die Sörgels wollten zwei Kontinente wirtschaftlich und politisch verzahnen. Afrika, so ihr Plan, würde Rohstoffe und Nahrungsmittel nach Norden liefern, Europa im Gegenzug Fertiggüter und Know-how nach Süden. Atlantropa sollte sich dauerhaft behaupten können gegen einen Doppelkontinent Panamerika unter Kontrolle der USA und gegen einen Asien-Pazifikraum unter chinesischer oder japanischer Führung. Als geopolitisches Ziel formulierten die Sörgels ein stabiles Machtgleichgewicht der ›drei großen A‹, also Amerika, Atlantropa und Asien. Diese Großräume wären jeweils autark, Eroberungskriege daher überflüssig. Mit den Mitteln modernster Technik sollte so ein Menschheitstraum in Erfüllung gehen: der Weltfrieden.

Aber meine Frage zielt tiefer: Begriffen die Sörgels wirklich, welche Auswirkungen es für Milliarden Menschen hätte, wäre ihr Traum vom Doppelkontinent heute Wirklichkeit? Wen hätte das Paar, wäre es auf einer Bahnreise in Tunesien, dem Kongo oder Simbabwe aus dem Zug gestiegen, dort sehen wollen?

Herman Sörgel verstand sich als weltgewandter Pazifist, und doch stünde er, wäre es nach ihm gegangen, inmitten weißhäutiger europäischer Siedler, die afrikanischen Untergebenen Befehle erteilen. Kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs schrieb er: »Wir haben nicht nur ein Recht, sondern geradezu die Pflicht, den dunklen Erdteil zu erobern und zu kultivieren; denn wir sind die Fähigeren; während noch nie ein Schwarzer eine wirklich kulturelle Tat vollbracht, eine geniale Erfindung gemacht oder eine philosophische Weltordnung erdacht hat.«¹ Sörgel war ein Visionär und zugleich Vertreter einer von rassistischen Vorstellungen geprägten Ära.

Zur Wahrheit über ihn gehört auch, dass er nach dem Krieg Afrikaner in den Vorstand seines Atlantropa-Vereins lud, darunter den späteren ersten Präsidenten des Senegal, Léopold Sédar Senghor. Hatte Sörgel also seinen Eurozentrismus überwunden oder lediglich erkannt, dass er die erstarkenden Unabhängigkeitsbestrebungen in seinen Plänen berücksichtigen musste? Wir wissen es nicht.

Aber ist eine Idee nur so gut wie die moralische Intention ihrer Schöpfer:innen? Wenn wir das mit »Ja« beantworten, könnten wir es uns leicht machen und den Atlantropa-Plan als kolonialistisch und größtenwahnsinnig abtun. Aber wir brauchen einen Gedanken nicht zu teilen, um von der Auseinandersetzung mit ihm zu profitieren. Indem wir in diesem wundersamen, schillernden Ideengebäude umherstreifen, können wir Einsichten über uns selbst gewinnen: auch darüber, wie neuartig zu denken wir lernen müssen, damit wir die Welt in einem besseren Zustand hinterlassen können als jenem, in dem sie ist.

Atlantropa, dieser im Glauben an die Allmacht der Technik geborene Traum vom neuen Superkontinent, mag gestrig wirken. Aber was sagt es aus über uns, dass so viele der Probleme, für deren Lösung er vor fast hundert Jahren erdacht wurde, bis heute fortleben?

1 Herman Sörgel: *Die drei großen »A«*, München 1938, 60.

Thomas Gäbert & Lisa-Marie Reuter
im Tandem

»Stadt,

Land,

Frust«

Thomas Gäbert

Aus der Vergangenheit gelernt!

Heute ist für den dreijährigen Doron ein ganz besonderer Tag. Statt weiterhin das Töpfchen darf er zum ersten Mal die große Toilette benutzen. Sein Vater Timon nimmt sich die Zeit, um all die aufgeregten Fragen zu beantworten. Denn im Jahr 2050 sind die Toiletten nicht mehr rein entsorgende Sanitäreanlagen, sondern vielmehr kleine Labore, in denen jeweils mehrere chemische und physikalische Prozesse in Windeseile ablaufen. Neben Phosphor und Kalium wird auch eine Vielzahl von weiteren Elementen und Verbindungen zurückgewonnen. Timon erklärt seinem Sohn geduldig, wo und wie die Exkremeunte aufgefangen werden und dass sie nicht wie früher einfach in der Kanalisation verschwinden. Doron darf vor der Nutzung einmal die Schutzblende abnehmen und sich den Ort, an dem aus den Exkremennten Nährstoffe zurückgewonnen werden, ganz genau anschauen. Im Auffangbehälter befinden sich bereits einige Pellets von vorherigen Toilettengängen. Sie sind klein, dünn und länglich. So sehr Doron auch daran riecht, die Pellets haben nichts mehr mit dem Ausgangsprodukt zu tun, sind völlig trocken und geruchsfrei. Er wirkt fast etwas enttäuscht.

Im hiesigen Supermarkt ist Pjotrs Schicht fast beendet. Er wechselt gerade ein gefülltes Fass von der Pelletannahmestelle gegen ein neues aus, als Dorons Vater mit seinem Mehrwegbehälter ankommt. Er entlädt das Glas, und die Pellets fallen prasselnd in das noch leere Fass. Ein Scanner erfasst die Menge und Zusammensetzung der Pellets, auf einem Display werden dann die genauen Details der Abgabe angezeigt und alles auf dem Familienkonto gutgeschrieben. Im Anschluss sucht Timon alle Lebensmittel, die sie benötigen, zusammen und lässt sich die enthaltenen Nährstoffe vom Familienkonto abziehen. Zusätzlich erfährt er auch bereits im Supermarkt, welche Nährstoffmenge aus diesem Einkauf zurückgegeben werden muss. Eine hohe Quote an zurückgeführten Nährstoffen ist notwendig, um eine ausreichende und ausgewogene Versorgung mit Nahrungsmitteln zu gewährleisten. Neben den Nährstoffkosten sind Nahrungsmittel mit keinerlei weiteren Ausgaben verbunden.

Noch am Abend desselben Tages startet Rahel den Antrieb ihres Kleinlasters und aktiviert die Routen-App auf ihrem Tablet. Nachdem sie die Supermärkte abgefahren hat, wird sie die Gewächshäuser ansteuern, die einen tagesaktuellen Bedarf an Nährstoffen angemeldet haben. Sie mag die Abwechslung ihrer Strecke, so gleicht nie ein Tag einem anderen. Meistens bleiben ein paar Fässer übrig – die landen am Schluss im Zentrallager des Bezirks. Da sich alles in ihrer Region abspielt, kennt sie alle Nahrungsmittelerzeuger mit Namen. Früher haben ihre Eltern noch einen Landwirtschaftsbetrieb unter freiem Himmel geführt. Den Transformationsprozess hin zu den geschlossenen Systemen unter Glas hat sie hautnah miterlebt. Sie war nicht die Einzige, die zunächst misstrauisch war, doch die anfängliche Skepsis wich schnell einer anhaltenden Euphorie, und sie fing an, im Pellet-System mitzuarbeiten. Seit der Umstellung wird unter sehr hygienischen Bedingungen in den Gewächshausanlagen überwiegend Gemüse erzeugt, welches optimal mit Nährstoffen versorgt wird und so nicht nur durch hervorragende Qualität, sondern auch einen exzellenten Geschmack überzeugt. Das Ganze ist als nahezu geschlossener Kreislauf konzipiert; lediglich die Nährstoffe, die über die erzeugten Lebensmittel die Gewächshausanlage verlassen, müssen in Form von Pellets zurückgeführt werden. Entscheidend sind hierbei die erdbürtigen Nährstoffe, also jene

Nährstoffe wie Phosphor und Kalium, aber auch die vielen anderen Spurennährstoffe, die aus dem bergmännischen Lagerstättenabbau oder von außerhalb des Planeten Erde stammen. Aufgrund der großen Knappheit dieser Elemente muss hier äußerst sparsam, effizient und in möglichst geschlossenen Kreisläufen gearbeitet werden. Bei einigen anderen Nährstoffen hat sich mit jahrelangem und gezieltem Züchtungsfortschritt die Situation vollständig entspannt. Mittlerweile sind dank moderner Züchtungsmethoden nahezu alle Nutzpflanzen in der Lage, sich mit Stickstoff und Kohlenstoff aus der Luft selbst zu versorgen. Weiterhin stehen Elektroenergie und Wärme dank der hohen Wirkungsgrade bei der Erzeugung von Solarstrom nahezu unbegrenzt zur Verfügung, wodurch ganzjährig optimale Klimaverhältnisse in den Gewächshäusern geschaffen werden können.

Nachdem Rahel ihre Route beendet und die verteilten Mengen über die App bestätigt hat, erfolgt eine automatische Meldung der Tageszahlen an die Zentrale. Marleen, die amtierende Bürgermeisterin, prüft das System wöchentlich auf eine nachhaltige Nährstoffverwertung, eine optimale Lebensmittelerzeugung und die in ihrem Bezirk im Umlauf befindlichen Nährstoffe. Regelmäßig tauscht sie sich mit dem Amt für den Nährstoffkreislauf der Region und der Nachbarregionen aus. Besonders mittel- und langfristige Entwicklungen werden eingehend analysiert. Während kleinere Schwankungen und Verschiebungen von Nährstoffen sehr einfach aufgefangen werden können, sind größere überregionale Verschiebungen mit einem deutlich größeren und vor allem logistischen Aufwand verbunden.

Erfolgsentscheidender Faktor für das Nahrungsmittelversorgungssystem ist, dass die Knappheit der erdbürtigen Nährstoffe kalkulierbar bleibt und eine festgelegte Obergrenze nicht überschritten wird. Dazu ist es notwendig, dass alle Menschen ihren Teil beitragen. Besonders diesen Umstand hat Marleen genau im Blick, denn während bei der Einführung der obligatorischen Teilnahme am Pellet-System nahezu alle Probleme im Bereich der Ernährung beseitigt werden konnten, kommt bei einigen Selbstdarsteller:innen der Wunsch auf, sich als besonderes Statussymbol davon abkoppeln zu wollen. Das illegale Ausschleusen größerer Nährstoffmengen führt jedoch zu

Problemen bei den Kalkulationen und damit zu langfristigen Risiken bei der Nahrungsmittelversorgung. Durch die fehlenden Nährstoffe müsste mehr abgebaut werden – eine Fehlentwicklung, die historisch schon einmal zu erheblichen Konflikten geführt hatte. Gerade geopolitische Interessen einiger Autokratinnen hatten die Ressourcenabhängigkeiten der vorherigen Nahrungsmittelproduktionssysteme zu scharfen Waffen werden lassen. Zum Glück hatten viele Menschen damals die Konflikte satt, und es entwickelte sich eine starke wissenschaftliche Motivation, die die Gesellschaft einte und zugleich veranlasste, gemeinsam das Pellet-System ins Leben zu rufen. Mit der Einführung dieses Systems wurden Nahrungsmittel von sämtlichen anderen Konsumgütern entkoppelt. Seither steht der Bevölkerung, wenn die korrekten Nährstoffmengen zurückgebracht werden, eine vielfältige und nahezu unbegrenzte Auswahl an Lebensmitteln zur Verfügung.

Mittlerweile ist Doron über zwei kleine Zusatzstufen auf die Toilette geklettert und versucht sein Glück. Nach einer Weile springt er erfolgreich und unter den Augen seines Vaters wieder von der Toilette, schließt den Deckel und lässt sich von seinem Vater zum Knopf hochheben. Mit unübersehbarem Stolz betätigt er diesen und ein nicht überhörbares, aber noch angenehmes, tiefes Surren ist für etwa 30 Sekunden zu vernehmen. Neugierig reißt er sofort im Anschluss den Auffangbehälter auf und meint, ein paar mehr Pellets darin zu sehen. Auch unter dem hochgeklappten Toilettendeckel ist schon jetzt durch die wasserlose Reinigung nichts mehr vom Toilettengang zu sehen. Von dem Behälter, in dem sich die unerwünschten Stoffe wie Medikamentenreste und Ähnliches befinden, weiß Doron noch nichts. Diese muss sein Vater auch nur etwa viermal im Jahr zur Sammelstelle bringen, während das zurückgewonnene Wasser trinkfertig aufbereitet wird und hausintern verwendet werden kann.

Lisa-Marie Reuter

Stadtidyll

Dass die Massenhaltung von Tieren zum Auslaufmodell wird, wünschen sich vermutlich viele. Die negativen Seiten liegen auf der Hand: Kühe, Schweine und Hühner leiden unter Enge und Ausbeutung, der hohe Futter- und Energiebedarf belastet die Umwelt, die Endprodukte stecken voller Antibiotika und Stresshormone.

Fast wirkt es so, als ob die Menschen ihre moderne Lebensweise den Nutztieren aufzwingen. Enge, Stress und der ewige Hunger nach mehr: Das klingt ein bisschen nach einer Großstadt des 21. Jahrhunderts. Aber wo Kuh & Co. ausschließlich die negativen Effekte zu spüren bekommen, ziehen wir Menschen natürlich auch Positives aus dem engeren Zusammenleben. Austausch, Entwicklung und Innovation finden nun mal vor allem in Städten statt, das Landleben scheint da immer ein Stück hinterherzuhinken. Verdichtung steigert die Effizienz, und was effizient ist, setzt sich trotz vieler Nachteile durch – siehe Massentierhaltung.

Die Forschung zeigt allerdings auch, dass Menschen aus Großstädten stressempfindlicher sind als Menschen vom Land.¹ »Neurourbanistik« nennt sich die moderne Wissenschaftsdisziplin, die sich mit solchen Fragen beschäftigt. Unsere Gehirne

40 sind evolutionär für das Leben in kleinen Gruppen ausgelegt, die Informationsflut in Städten überfordert uns. Der Dauerstress macht uns dünnhäutiger und aggressiver, im schlimmsten Fall sogar psychisch krank. Was diesen Effekt abzumildern vermag, auch dazu gibt es Erkenntnisse aus der Neurourbanistik: Mehr Natur in der Stadt kann die Stressresistenz der Menschen steigern.

Zukunft
2022 Laut Schätzungen der Vereinten Nationen werden 60 % der Weltbevölkerung im Jahr 2030 in Städten leben.² Urbane Räume dehnen sich immer weiter aus, gleichzeitig steigt der weltweite Bedarf nach Nahrungsmitteln. Platz zum Leben und zum Betreiben von Landwirtschaft ist schon heute knapp – sehen wir also einer Zukunft entgegen, in der gestresste Menschen auf immer enger werdendem Raum zusammenleben, während den Böden auf dem Land auch noch das letzte bisschen Ertrag abgerungen wird?

Und seitab liegt die Stadt Urban Gardening macht in kleinem Maßstab vor, wie die urbane Landwirtschaft unsere Beziehung zur Umwelt und zueinander verbessern könnte. Als groß angelegtes soziales Projekt könnte Urban Farming nicht nur zur nachhaltigen Lebensmittelproduktion beitragen, sondern auch das städtische Zusammenleben revolutionieren. Aufenthalt im Grünen inklusive. Gemeinsam eine Minifarm bewirtschaften, die auf Dächern und Balkons, in Vorgärten und Hinterhöfen existiert – das schult nicht nur das handwerkliche Können, sondern auch die soziale Kompetenz. Das Gewächshaus in der Nachbarschaft bringt so vielleicht Leute miteinander ins Gespräch, die sich bisher nur schlecht gelaunt die knappen Anwohnerparkplätze streitig gemacht haben.

Nebenbei: Wenn wir die Städte grüner machen, sollten wir die Verkehrswende gleich mit anpacken. In Berlin gibt es aktuell zehnmal so viel Fläche für Parkmöglichkeiten wie für Spielplätze.³ Jeden Verbrenner durch ein E-Auto zu ersetzen, wird das Platzproblem nicht lösen. Den öffentlichen Nahverkehr attraktiver zu machen, vielleicht schon eher. Vor einigen Jahren zeigten Versuche mit einem Schleimpilz, dass solche Mikroorganismen in der Lage sind, hocheffiziente Wegesysteme zu konstruieren.

Sogar das Bahnnetz des Großraums Tokio baute der Pilz im Alleingang nach.⁴ Von der Natur lässt sich in allen Bereichen ganz sicher noch viel lernen, und so gilt vielleicht bald auch in Sachen Verkehrsplanung: »Zurück zu den Wurzeln ...«, äh, Myzelien.

Was uns die Natur auf jeden Fall lehrt: Geld kann man nicht essen. Dennoch sind die Städte in Deutschland und anderswo voll von gut verdienenden, chronisch gestressten Menschen, die online den Sinn des Lebens suchen. Doch wer täglich acht Stunden oder mehr vor Excel-Tabellen brütet, fühlt sich in den seltensten Fällen so richtig erfüllt. Yoga in der Mittagspause ist da wahrscheinlich keine Dauerlösung. Die urbane Landwirtschaft könnte Jobs für all jene schaffen, die sich im Alltag mehr frische Luft und Bewegung wünschen, ohne gleich mitten in die Pampa zu ziehen.

So entstehen vielleicht ganz neue Berufsbilder – wer die Fütter- und Melkzeiten des lokalen Tierbestands koordiniert, wird zum ›Neighborhood Livestock Supervisor (m/w/d)‹, und wer per App die Verteilung der so erzeugten Milchprodukte an die teilnehmenden Haushalte steuert, darf sich ›Dairy Product Logistic Manager (m/w/d)‹ nennen. Allerdings bräuchten wir in Deutschland dann wohl doch das Internet an jeder Milchkanne.

Gut möglich, dass bei dieser Art der Selbstversorgung viele Menschen auf vegetarische oder vegane Ernährung umsteigen werden. Ein Ferkel, das man selbst aufgezogen hat, wird man sich seltener auf den Grill legen wollen. Was ganz sicher mit dem städtischen Landbau einhergehen dürfte, ist eine größere Wertschätzung für die selbst erzeugten Nahrungsmittel, noch dazu, wenn sie ökologisch und ohne Pestizide angebaut werden. Möglicherweise wird es irgendwann wieder zur Selbstverständlichkeit, dass uns nicht ganzjährig das gesamte Gemüsesortiment von Tomate bis Zuckerschote zur Verfügung steht. Verzicht muss aber nicht in erster Linie Verlust bedeuten, vielmehr kann damit ein bewussterer Umgang mit Ressourcen einhergehen – und alles in allem vielleicht ein bisschen mehr Lebensqualität statt -quantität.

Bewusstseinsweiterung auf ganzer Linie also, die letztlich zu mehr Respekt für die Lebewesen und Lebensweisen führt, mit denen wir unsere Umwelt teilen. Die Urban-Farming-Initiative im Stadtviertel bringt verschiedene Menschen und Milieus zusammen, baut Egoismus und Vorurteile ab. Klar gibt es auch Reibereien, die es dann – ganz altmodisch – im Offline-Modus zu lösen gilt. So bekommen die Digital Natives nebenbei noch einen Crashkurs in Echtzeit-Kommunikation.

Urban Farming wird vermutlich weder alle Probleme des Stadtlebens noch der globalen Lebensmittelversorgung beseitigen.⁵ Aber es kann ein Schritt hin zu einem nachhaltigeren Miteinander sein, das für alle Beteiligten mehr Gewinn als Verlust bedeutet. Mehr Raum für ökologisch verträgliche Landwirtschaft. Mehr Aufmerksamkeit für knappe Ressourcen. Mehr Natur in der Stadt.

Natur, davon gibt es auf dem Land übrigens nach wie vor jede Menge. Meist in Form von menschenleeren Wäldern, Wiesen und Äckern. Doch all das, was uns in der Stadt manchmal überfordert und stresst, fehlt hier vielen Menschen: Austausch, Abwechslung, Abenteuer. Statt Reizüberflutung droht Abstumpfung, und auch das kann auf Dauer krank machen.

Lokaler, kleinformatiger Landbau lässt sich im Dorf genauso verwirklichen wie in der Stadt. Nachhaltige Gemeinschaftsprojekte können auch hier zu mehr Vernetzung führen und die ländliche Infrastruktur stärken, was das Dorfleben wiederum für Menschen aus den urbanen Räumen attraktiver macht. Das totgesagte Land wird wieder lebendiger, bis wir uns gar nicht mehr für eine der beiden Welten entscheiden müssen, weil es sich überall erfüllt und gesund leben lässt. Ein bisschen weniger Enge, Stress und Hunger, das bekäme vielen von uns gut – und vielleicht gehen wir es dann irgendwann auch den Nutztieren zu.

- 1 Vgl. Martin Schlak: *Städter im Stress*, in: Stern Nr. 1/22, 30.12.2021, 30f.
- 2 Vgl. www.destatis.de/DE/Themen/Laender-Regionen/Internationales/Thema/bevoelkerung-arbeit-soziales/bevoelkerung/Stadtbevoelkerung.html (letzter Aufruf: 05.03.2022).
- 3 Vgl. www.agora-verkehrswende.de/fileadmin/Projekte/2022/Umparken/Agora-Verkehrswende_Factsheet_Umparken_Auflage-4.pdf (letzter Aufruf: 05.03.2022).
- 4 Vgl. www.spiegel.de/wissenschaft/natur/effizienz-von-mikroorganismen-schleimpilze-imitieren-bahnnetz-von-tokio-a-673295.html (letzter Aufruf: 05.03.2022).
- 5 Vgl. www.vox.com/2016/5/15/11660304/urban-farming-benefits (letzter Aufruf: 05.03.2022).

Stefan Petermann & Stefanie de Velasco
im Tandem

» Wir
schreiben
in
Zukunft
mit
besserer«

Stefan Petermann

Das letzte Buch

Das Magnetfeld der Erde brach zusammen. Keine Fotosynthese fand mehr statt. Die Temperatur stieg auf 150 Grad. Die Sonne stieß ihre Hülle in einen planetarischen Nebel ab. Aller Wasserstoff in allen Galaxien verbrauchte sich. Protonen und Antiprotonen vernichteten sich gegenseitig. Das Universum erreichte seine maximale Größe. Dann schrumpfte es und verschmolz zu einem einzigen Teil von unvorstellbarer Masse.

An irgendeinem dieser Punkte starb die Menschheit aus, wahrscheinlich früher. Bevor das geschah, gab es letzte Menschen und einer dieser letzten Menschen schrieb ein letztes Buch.

Ich schrieb dieses letzte Buch. Ich lehnte gegen den Sockel eines mit Schmähchriften überzogenen Denkmals, saß auf dem knirschenden Dach einer Glastempelruine, hockte am Rand einer schwebenden Stadt, unter mir die verdampfenden Ozeane, hatte meinen Schreibtisch auf der Großen Syrte des terrageformten Mars aufgestellt, befand mich in einer erdachten oder noch nicht erdachten dystopischen, utopischen Kulisse.

Ich gehörte zu den letzten Menschen. Von hier an in tausend Jahren, Millionen, Milliarden Jahren, nach Milliarden geschriebenen Büchern, schrieb ich ein weiteres Buch. Ich schrieb dieses letzte Buch in dem Wissen, dass danach nichts mehr geschrieben werden konnte; keine Geschichte, kein Gedicht, keine Tragödie, keine Pointe, kein Plot Twist. Ich schrieb dieses Buch, weil es sein musste, redete ich mir ein. Ich schrieb aus Hilflosigkeit, weil Schreiben war, was ich tat, selbst in dieser untergehenden Welt. Ich schrieb dieses Buch aus Eitelkeit. Niemand konnte eine Entgegnung formulieren, eine Korrektur vornehmen. Ich hatte das letzte Wort.

Dieses letzte Buch schrieb ich in einer Zeit der Krisen, wie konnte es anders sein. Eine Aneinanderreihung von Katastrophen lag hinter mir. Die Extreme wechselten sich ab, überlagerten sich; stellare Ansteckungen, Invasionskriege, eine selbstgemachte, vielleicht unverschuldete Bedrohung durch die Natur, den Kosmos. Manche der Extreme betrafen mein Leben direkt, von den meisten las, hörte, holografierte ich. Unablässig nahm ich daran teil. Obwohl sie fern waren, schien es, als wären sie bei mir, immerzu bei mir. Sie beschäftigten meine Gedanken, sie bestimmten mein Fühlen. Ich versuchte rational zu sein, wie konnte ich. Ich erstellte Hierarchien der Ungerechtigkeiten – welches Leid betraf mich und meine letzten Lieben persönlich, welches Leid mittelbar, welches Leid konnte ich von mir schieben. Ich sprach mit den anderen letzten Menschen darüber, stritt mit ihnen, das Sprechen entzweite mich mit manchen, anderen brachte es mich näher.

Was ich tat, war kein Schreiben. Keine Überführung dessen, was mich umgab, in eine Geschichte, in einen textlichen Zusammenhang. Aber ich wollte überführen. Das Aufgesogene, Empfundene und Gelebte, die Wut, die Traurigkeit, die Erkenntnis und die Erinnerungen mussten aus mir heraus. Die Welt zerfiel vor meinen Augen und ich wollte etwas dagegensetzen. Es war der Augenblick, den ich beim Schreiben verteidigte, doch das Universum dehnt sich weiter aus, bis der Big Crunch alle Atomkerne sprengt. Die Geschichte setzt sich fort, unbeeindruckt von meinem letzten Schreiben.

Ich hatte keine Expertise in Sachen Spike-Protein oder Streubomben, kannte nicht die geologische Zusammensetzung von Meteoriten. Ich konnte mir dieses Wissen aneignen. Doch gab mir diese Aneignung die Berechtigung, darüber zu schreiben? Sollte ich nicht wahrnehmen und meine Wahrnehmung in Worte übersetzen? Mein Fühlen zu Sätzen machen? Sollte ich, so wie Ann Cotten es vor Milliarden Jahren formuliert hatte, ein Siebdruckgewebe sein, durch das sich die Wirklichkeit auf Papier drückte? Wieso sollte ausgerechnet mein Blick Grund für ein Buch sein? Musste ich nicht erleben, um dadurch eine authentische Position beziehen zu können? War es meine Herkunft, die Geschichte meiner Vorfahren, die mich befugte zum Schreiben? Musste ich eine Reise zum letzten terrestrischen Eisberg unternommen haben, musste ich in Rostock gelebt haben, um mit Recht beschreiben zu können, wie es ist, Land an Wasser zu verlieren? Selbst als es nur noch zwei letzte Menschen gab; welchen Anspruch konnte ich erheben über die andere zu erzählen, ihre Geschichte als Folie für meine zu nehmen?

Ich schrieb über keine Katastrophe. Nein, ich widersetzte mich der Abwärtsbewegung. Das letzte Buch sollte das Schöne beschreiben. Das war, was bleiben sollte: die Hoffnung. Ich wählte die Fiktion, in die ich der Gegenwart kaum Einlass gewährte. Es war Flucht, war Schutz. Die Welt zerfiel vor meinen Augen. Im Schreiben bewahrte ich mich davor, mitgerissen zu werden. Ich hielt mich fest an Vergangenen, an Motiven des Friedens in Zeiten des Kriegs.

Ich schrieb das letzte Buch und wusste nicht mehr, was ich gelesen hatte. So gut wie alle Bücher waren vergessen, als ich das letzte Buch schrieb. Vergessen, weil es zu viele gewesen waren. Vergessen, weil sie zerfallen waren. Ich lagerte Papier in Salzbergwerke ein, versiegelte Speicherkarten, brannte Buchstaben in Keramikkacheln. Ich malte an Höhlenwände. Schlug Buchstaben in Gestein. Wie lange blieb die Furche im Basalt, bis die Tektonik sie tilgte? Was ich schrieb, konnte ich fünfhundert Jahre bewahren, vielleicht tausend. Aber wie fünfzigtausend Jahre? Wie sollten hunderttausend Zeichen eine Million Jahre überdauern? Eine Milliarde Jahre? Ich schickte goldene Voyager-Datenplatten mit gravierten Binärcodes über die Grenzen der

Galaxis hinaus. Selbst wenn ich der Zeit einige Zeichen abtrotzen konnte: Wie erzählte ich eine Geschichte – über das Schöne, über die Hoffnung, die Katastrophe, mich – in wenigen Sätzen? Wie lang durfte ein Gedicht sein, damit es Milliarden Jahre bestehen konnte?

Das letzte Buch hätte ohnehin vor den letzten Menschen erscheinen können. Es hatte tausend Formen jenseits des Buchs gegeben; begehbare Fantasien, kuratierte Gedankenwolken, die ich in Gesichter pustete, eine Sphäre, durchdrungen von allen Geschichten aller Zeiten zugleich, kein Prolog, kein Schlusssatz, die Worte ein ständiges Strömen, während ein Buch etwas beendete, um damit einen Anfang zu ermöglichen.

Ich schrieb dieses letzte Buch nicht auf Deutsch. Keine Sprache spielte eine Rolle, weil sich jedes Wort augenblicklich in jedes Wort übersetzte. Die Maschine oder das, was nach der Maschine kam, übertrug den Sinn. Ich ließ das Papier sinken, die Tastatur los, die Geister, die sich automatisch in ein Format drückten. Vielleicht brauchte es keine Menschen mehr, die schreiben. Die Nachfolger der poetischen Handmühlen aus dem 18. Jahrhundert, die Erben jener Maschinen, die lateinische Hexameter hergestellt hatten, die Enkel der künstlichen Intelligenzen waren die besseren Schreiber. Sie kannten die Milliarden von Milliarden Menschen notierten Geschichten, beherrschten die Millionen unterschiedlichen Verfahren, Worte aneinanderzureihen, konnten nahtlos und effizient wechseln zwischen den Stilen, hatten Zugriff auf alle festgehaltenen Gedanken und Gefühle, rhetorischen Figuren, alle Umwälzungen von Wissen. Ich dachte das Buch an, die Maschinen formulierten es aus, es war die überraschendere Literatur. Mich brauchte es nicht mehr. Es brauchte keinen letzten Menschen, um das letzte Buch zu schreiben. Nach mir, dem letzten Menschen, würden die Maschinen weiter schreiben, die Algorithmen – und was danach kam – würden Buch um Buch schreiben und damit die Speicher füllen, aus denen sie das nächste Kombinierte schöpfen würden. Die letzte Maschine würde das letzte Buch schreiben, und kein Mensch würde es lesen.

Noch gab es keine letzte Maschine. Noch gab es letzte Menschen. Noch gab es ein Buch, das nicht von uns geschrieben war. Die Wärme des aufgebrochenen Asphalts, geheizt von der expandierenden Sonne, ein kurzes Aufblühen im Feuerstoß, ein Verlangen nach Sauerstoff. Eine Flamme zuletzt. Ich schaute auf die friedliche Endzeitlandschaft, ich erkannte etwas in der Ferne, ahnte lauter Zauberwesen über mir. Hatte einen Gedanken, wusste nicht, wieso noch, für wen, für wie lange, aber ich begann, ich schrieb. Ein letztes Buch schrieb ich.

Stefanie de Velasco

Krähenträume oder Gedanken zu einem Nachhaltigen Erzählen

Im Sommer 2019 schrieb ich in einem Schrebergarten nahe Berlin meinen Roman *Kein Teil der Welt* (Kiepenheuer & Witsch, 2019) fertig. Es war so heiß und trocken, dass ich nachts in der Stadt keinen Schlaf mehr fand. Im Garten war es grün, der See fußläufig, aber auch dort fand ich nicht die friedliche Idylle vor, die ich bisher mit der sogenannten ›Natur‹ verbunden hatte. Morgens weckte mich manchmal beißender Qualm. Er zog von Westen her – dort brannten die Wälder – und waberte wie ein böser Geist durch die Apfelbäume, verfing sich in den Himbeersträuchern. Selbst die Vögel schienen die Luft anzuhalten und zwitscherten erst weiter, wenn der Rauch verflogen war.

Wir durften nicht mehr gießen. Die Havel, von der wir unser Wasser bezogen, stand so niedrig wie noch nie. Stattdessen sollten wir Regenwasser nutzen, doch wie? Es regnete ja nicht. Abends ging ich mit meiner Nachbarin zum Fluss hinunter, wir füllten Kannen und Behälter mit Wasser für die Pflanzen – das

war erlaubt. Die Spree fließe aufwärts, erzählte sie mir und erklärte, warum das aufgrund der Trockenheit physikalisch überhaupt möglich ist. Schweigend tauchte ich meine Gießkannen ins Wasser, schleppte sie zur Parzelle, band den überladenen Pfirsichbaum hoch, goss das hängende Gemüse. In der Nacht lag ich wach und erinnerte mich an meine Freundin Samira: »Wenn die Flüsse aufwärts fließen, und die Hasen Jäger schießen, und die Mäuse Katzen fressen, dann erst will ich dich vergessen«, schrieb sie mir 1987 ins Poesiealbum.

Tag für Tag zwang ich mich an den Schreibtisch. Eigentlich hätte ich erleichtert sein sollen, froh über die baldige Beendigung meines Romans. Sechs Jahre hatte ich daran geschrieben, von (m)einer Kindheit und Jugend bei den Zeugen Jehovas erzählt, darüber, was es bedeutet, mit einer permanent drohenden Apokalypse aufzuwachsen – ein Text, durch den ich mir insgeheim erhoffte, die Dämonen der Vergangenheit hinter mir zu lassen. Stattdessen jedoch holten mich die Weltuntergangsszenarien meiner Kindheit unverhofft ein. Sechs Jahre schrieb ich, bloß um mich anschließend in einer Realität wiederzufinden, in der ein Hitze rekord den nächsten jagt und Kinder anstatt in die Schule auf die Straße gehen, um ihr Überleben und das der nachfolgenden Generationen zu sichern.

Ich geriet in eine tiefe Schreibkrise. Die Hitze, der Aufstieg der AfD, die vielen Toten im Mittelmeer, der Hass im Netz ließen mich als Autorin verstummen. Ich fragte mich, was ich bloß als nächstes schreiben sollte. Meine Arbeit, die ich bisher für sinnvoll gehalten hatte, fühlte sich auf einmal ungefähr so sinnvoll an, wie Glückskekse zu betexten. Ich fragte mich: »Wozu noch Romane schreiben, wenn die Realität überwältigender ist als jegliche Fiktion?«

Was sich 2019 bei mir als Schreibkrise äußerte, ist von der Kulturwissenschaft bereits eindrücklich analysiert worden. So beschreibt Amitav Ghosh das Unvermögen des Romans (z. B. in der sogenannten ›Climate Fiction‹), einen zeitgemäßen Kommentar zur Gegenwart zu liefern. Er scheitere daran, weil seine stabile Welt – egal welche tragischen Erschütterungen sich innerhalb dieser ereignen – der Fundamentalerschütterung formal nicht

gerecht wird, die das Anthropozän mit sich bringt.¹ Auch die Literaturwissenschaftlerin Eva Horn analysiert die künstlerische Ästhetik des Anthropozäns als eine, die sich über die bloße Thematisierung hinaus »in ihrer Form« finden muss. Horn zieht Beispiele aus der Bildenden Kunst und der Literatur heran, die dieser Ästhetik des Anthropozäns sowohl thematisch als auch formal gerecht werden, mit den Mitteln von »*Latenz* als ein[em] Entzug der Wahrnehmbarkeit und Darstellbarkeit; *Verstrickung* als [einer] Struktur eines neuen Bewusstseins von Ko-Existenz und Immanenz und [dem] Aufeinandertreffen inkompatibler Größenmaßstäbe«² – das Brüchige und Fragmentarische des Erzählens als Gegenentwurf zum bürgerlichen Roman und seiner geschlossenen Welt. Doch weder die Kritik am Roman als »literarische Form des bürgerlichen Zeitalters«³ noch das Fragment sind epochenspezifisches Alleinstellungsmerkmal für die Ästhetik im Anthropozän. Vielmehr sind sie wiederkehrende künstlerische Versuche, wie wir sie aus der Literatur der Romantik und der Moderne bereits kennen – immer auch als Ausdruck für die Erschütterung gegebener Verhältnisse. Vor allem aber verharret die Ästhetik des Anthropozäns in eben jenem Problem: Sie bringt lediglich den Nachweis von Verhältnissen und bietet keinen Ausblick auf das ›Morgen‹, d. h. sie setzt keine innovative Bewegungsfigur in Gang, die dem Anthropozän etwas abtrotzt und gleichzeitig versucht, dieser Situation etwas entgegensetzen und Neues zu etablieren.

Im Herbst 2019 streikte ich 40 Tage vor der Akademie der Künste am Brandenburger Tor, vor mir ein Schild: »German Writer on Climate Strike«. 40 Tage dauerte auch die biblische Sintflut, 40 Tage fastete Jesus in der Wüste. In *Radical Hope*⁴ erzählt der Autor Jonathan Lear von der Tradition der ›Crow‹, die ihre Kinder regelmäßig in die Wüste oder in die Berge schickten, um zu ›träumen‹. Einsamkeit, Langeweile, Kälte und das Zufügen von Schmerzen versetzte sie in Trancezustände, die als ›Medizinträume‹ galten. Nach ihrer Rückkehr wurden die Träume gemeinsam gedeutet; das führte zu einer ständigen Anpassung der Crow-Kultur an die Gegenwart. Als die Crow von den europäischen Kolonialmächten in die Reservate deportiert wurden, fanden sie durch das Deuten von Medizinträumen einen neuen ›Crow Telos‹, der ihnen als eine der wenigen indigenen Kulturen

Nordamerikas das Überleben in einer postapokalyptischen Welt ermöglichte.

Auch ich hatte vor der AdK einen Traum: Ich sah mich mit einem aus Industriemüll gebauten Wohnfahrrad fahren und nach Möglichkeiten suchen, in einer aus den Fugen geratenen Welt weiterzuschreiben. Im Frühjahr 2020 baute ich eben jenes Wohnfahrrad aus Industriemüll und fuhr damit von Kiel nach Berlin. Ich schlief im Wohnfahrrad, auf Campingplätzen und ›Warmshowers‹-Sofas. Ich schrieb auf der Künstler-innenplattform *Patreon* Reisetexte, veröffentlichte das *Kassandra – Magazin für eine neue Zeit*. Ich kam ins Denken. Schon während meiner Spaziergänge auf dem verdorrten Tempelhofer Feld 2019 hatte ich mich manchmal gefragt, ob Nachhaltigkeit etwas mit meiner Arbeit – dem Erzählen – zu tun hatte. Ich fragte mich: Welches Potenzial setzt der Nachhaltigkeitsbegriff frei, wenn man ihn durch künstlerische Bewegungsfiguren in Bezug setzt zum Erzählen? Kann uns der Nachhaltigkeitsbegriff helfen, einen relevanten künstlerischen Kommentar zur Gegenwart zu liefern, und Literatur zukunftsfähig zu machen? Dort auf dem Fahrrad, in schwankender Position, dachte ich über die Einführung von ›Nachhaltigkeit‹ als kreativem Konzept nach – in Anlehnung an ressourcenschonende Handlungsprinzipien, als Ästhetik und künstlerische Praxis. Eine solche, die nicht nur die Brüchigkeit der Verhältnisse im Anthropozän nachweist, sondern gleichzeitig damit experimentiert, neue Kreisläufe herzustellen, und nach neuen Erzähl- und Existenzformen sucht, die es der Literatur ermöglichen, aus eben jenen Kreisläufen auszubrechen, die überhaupt erst zum Anthropozän geführt haben. Auch ich diagnostiziere, auch ich suche nach einer angemessenen Sprache unserer Gegenwart, aber anstatt auf der Seite des Anthropozäns möchte ich auf der konstruktiven Seite der ›Nachhaltigkeit‹ suchen, auf der Seite der Frage: »Was ginge eigentlich auch anders?« Welche Bewegungsfiguren müsste man ausführen, um die Fieberkurve nicht nur zu deuten, sondern sie in derselben Bewegung auch zu verändern?

- 1 Ghosh, Amitav: *The Great Derangement. Climate Change and the Unthinkable*, Chicago 2016, 18ff.
- 2 Horn, Eva: *Anthropozän zur Einführung*, Hamburg 2019, 126.
- 3 Adorno, Theodor W.: *Noten zur Literatur*, Frankfurt a. M. 1974, 41.
- 4 Lear, Jonathan: *Radical Hope. Ethics in the Face of Cultural Devastation*, Cambridge 2008.

Katharina Schultens & Nicole Seifert
im Tandem

»Sagen

Wir:

Literatur-

maschi

...maschine«

Katharina Schultens

Trost und Aufruhr. Plus was zu essen

Lyrik muss immer dann herhalten, wenn es ernst wird. In Todesanzeigen der Regionalzeitungen, auf Taufkarten, Hochzeitseinladungen oder den Slides einer instagrammierten Lebens- und Sinnkrise. Gerne auch als Ausweis zivilgesellschaftlicher Verantwortung – fällt der Redaktion nicht ad hoc noch ein Zhadan-Gedicht für die erste Feuilletonseite ein? Kann die Praktikantin mal recherchieren, vielleicht was von Valzhyna Mort? Wie hieß der letzte Band, *Musik für Tote und Auferstandene*? Hm. Zugegeben, vielleicht in Anbetracht der aktuellen Situation etwas morbide. Nee, die Gedichte sind ja auch alle so lang. Und, verdammt, so uneindeutig.

Ok. Bisschen eindeutiger. Robben wir uns ans Platte ran.

Lyrik zählt, das hat sie mit Brücken, viel eher aber noch mit Müttern gemein, zur Infrastruktur im Notfall. Dauerverfügbar, zuverlässig, kann bei Bedarf temporär geschmückt und aufgehübscht werden, Spuren der Vernachlässigung bleiben jedoch erhalten.

Untendrunter: Spröde. Irgendwie ungute Erinnerungen, dass man sie zur Schulzeit kannte, sie da aber ganz anders aussah. Wenn es drauf ankommt, greifen wir auf sie zurück. Kosten bitte minimieren. Vielleicht macht die es auch kostenlos. Soll froh sein über Aufmerksamkeit.

Trostfunktion, Sorgearbeit: Nüchtern betrachtet dürfte es eigentlich weder freiwillige Mütter noch freiwillige Lyriker-innen geben.

Ist das jetzt zynisch? Jammere ich?

Nüchtern betrachtet besetzt Lyrik, besetzen Lyrikveranstaltungen eine Nische in einer Nische in einer Nische. Die hinterm Automaten vorm Klo in der kleinsten Kneipe einer Ausfallstraße eines Randbezirks.

In so einer Nische erzählt mir 2007 an einem Mittwochmorgen um 3 Uhr eine Musikerin die Geschichte ihrer Mutter, einer verhinderten Dichterin. In dieser Ecke singe ich der Musikerin Schumanns *Ständchen* vor, mit einem Text von Grillparzer: »Sucht ein Weiser nah und ferne / Menschen einst mit der Laterne / Wie viel sel'ner dann als Gold / Menschen uns geneigt und hold.«

»Alle Menschen sind Vampire«, sagt die Musikerin nur, dann setzt sie sich auf die Schultern ihres Cousins, der mit ihr aus der Nische raus vor die Bar rennt, von wo aus sie alle tanzenden Vampire im Raum mit Vodka aus einer fast ganz vollen Flasche segnet.

Was war das?

Ich habe Grillparzer nicht gelesen, ich kannte nur das *Ständchen* von Schumann. Grillparzer funktioniert auch nur über die Schumann-Melodie. Ich dachte, ich erreiche diese Frau, und ich glaube, sie hat mich verstanden (daher die Vampire). Dann wurde es zu intensiv und sie ist weggerannt. Die Nische war ihr plötzlich zu eng, und ich vermutlich versehentlich übergriffig.

Was ist das?

Wieso werfen wir Gedichte von Mandelstam ins Grab eines lieben Menschen und meinen, es sei Trost, wenn ein Zettel mit einer Zeile über eine Kette toter Bienen mitverrottet? Ist das nicht anmaßend, wenn der liebe Mensch so gar nix mit Mandelstam am Hut hatte, aber jetzt drunter liegen soll?

Warum heule ich bei jedem irischen Segensspruch im Gottesdienst, wenn ich alle zwei Jahre mal dort bin? Warum verdrehe ich angesichts instagrammierter Sinnsprüche von Rupi Kaur nur die Augen?

Wieso reimen sich Inge Müllers und Serhij Zhadans Kriegsgedichte ab und zu? Wieso sind die so schlicht in der Form, und warum ist ihre schlichte Form so unglaublich brutal?

Woher kommen diese Linien? Wieso laufen sie immer in einer ganz bestimmten Ecke zusammen zur Nische?

Wieso steht nach jeder Lyriklesung mindestens ein verlorener Mensch vor mir und

- a) überreicht mir eigene Gedichte
- b) erzählt mir eine sehr lange, sehr unglückliche Lebensgeschichte oder
- c) ist wütend, dass ich dieses eine, wirklich wunderschöne Gedicht in meinem vorletzten Band mit einem englischen Begriff verunziert habe?

Vielleicht, weil diese Nische eine Zuflucht sein kann. Diese Nische kann eine Zuflucht sein, wenn ein Mensch nicht weiterweiß.

Es ist einfach, freundlich zu nicken, wenn der sehr eloquente Mittfünfziger mir seine Visitenkarte mit den drei Dres. h. c. in die Hand drückt und onkelt, ich möge doch weniger englische Begriffe in meinen wunderschönen Gedichten verwenden, das habe ihn so geärgert.

Es ist weniger einfach, Abstand zu nehmen von der verwirrten älteren Frau, die nach einer Lesung wie nebenbei von einem Missbrauch erzählt und meint, den in einem meiner Texte wiedergelesen zu haben.

Es ist billig, sich mit spitzen Literat:innenfingern und mehr als leicht verächtlich über die pathetische Todesanzeige des Männergesangsvereins Germania 1883 für Karlheinz zu beugen:

Na, zu lange auf pastellfarbenen Trauerspruchseiten mit halbtransparenten Herbstblättern als Hintergrundbild rumgetrieben? (Seneca! Nein, Hesse! Nein: »Lang gerungen / Doch verloren« etc. pp.)

Billig, ja. Und menschenverachtend.

Ich habe mich lange vehement gegen diese Gespräche gewehrt, bin auf Distanz gegangen im Text oder zumindest im Gespräch. Denn ja: Diese Gespräche sind übergriffig. Ich habe lange die Trostfunktion von Lyrik verabscheut, diesen Produktgedanken, der immer dahintersteht: Scrollen Sie durch unsere kuratierten Trauertexte! Gerne erstellen wir Ihnen eine persönliche Trauerkarte! Right. (Naive Fußnote: »Fick den Kapitalismus.«)

Aber vielleicht ist genau das die Kante, auf der Literatur balanciert, wenn sie Menschen erreicht. Trost und Aufruhr. Tendenziell übergriffige Gespräche. Intensität.

Es gibt diese Abende, diese Veranstaltungen, wenn sich plötzlich alles fügt. Dann steht mitten im zugigen Foyer der Deutschen Oper ein kleiner, bärtiger Dichter im roten Wollpulli neben einer voluminösen Sopranistin im blumenbedruckten Abendkleid und liest Variationen auf einen textlich wirklich extrem nah am Kitsch lang schrammenden Liederzyklus von Olivier Messiaen. Die Sopranistin ist wahnsinnig unsympathisch und hat fünf Lieder lang Probleme in der tiefen Lage gehabt, die erste Lesung des Dichters war spröde, das Publikum zwischendurch unruhig.

Doch dann – passiert plötzlich etwas. Zeilen wiederholen sich, Tempo zieht an, die Sprachen wechseln mitten im Satz, und ganz

langsam wird ein Klopfen, ein dumpfer, intensiver Rhythmus, der untendrunter lag, hörbar. Der Rhythmus dringt in den Raum, in die Körper, schafft Konzentration. Niemand hustet, niemand raschelt, das kalte Licht von oben stört nicht mehr. Du schaust wie in einen Tunnel und spürst jedes einzelne Wort im Text, die immer noch extrem unsympathische Sängerin setzt an, ganz weit oben, glasklar, schneidend. Eine Klinge aus Eis (ja: Kitsch). Du spürst den Rhythmus im Französischen, das dir fernliegt, verstehst. Sterne. Asche. Du verstehst nicht, nein, du ahnst, wohin Messiaen mit seinem nicht allzu guten Text eigentlich wollte, der Dichter im roten Wollpullover hat dir diesen Text mit seinen Varianten gelöst. Plötzlich ist klar, wie brutal diese Lieder sind. Irgendetwas fügt sich, ist da, flirrt – und schwindet wieder.

Intensität ist immer flüchtig. Sie rührt auf, sie kann eine riskante Zuflucht sein. Wer sich öffnet, kann etwas verlieren.

Aber ist es nicht das, was Literatur kann? Was sie können sollte? Auf dieser Kante balancieren – zwischen über Kitsch ins Banale versumpfendem Pathos auf der einen Seite und auf der anderen immer filigraneren Expertisen, die in eine Wüstenei spröder Unangreifbarkeit münden ... genau dazwischen, in der Balance, da passiert etwas. Nicht immer, nicht für jede-n, aber manchmal. Für manche.

Reicht das?

Oder, vielleicht entscheidender für ein Gespräch: Können wir helfen, dass aus manchen möglichst viele werden?

Intensität braucht Begegnungen, braucht Räume, Möglichkeiten.

Viel zu kurze Thesen dazu, was notwendig sein kann:

Simple Dinge, die eine Atmosphäre schaffen: Gutes Licht. Vielleicht Musik. Bequeme Stühle, Tische, eine Möglichkeit zum Gespräch nach der Veranstaltung. Etwas zu essen, ein Getränk.

Offenheit: Wie denke ich mir mein Publikum? Was erwarte ich? Wäre es nicht schön, wenn mein Publikum sich nicht immer so

ähnlich sähe? Kann ich was dafür tun, dass das passiert? Kann ich dafür mal meine Darlingsschablone aka Erwartungshaltung weglassen? Wie offen bin ich denn, als Künstler·in, als Veranstalter·in?

Freikarten, die wir da verteilen, wo niemand damit rechnet, wo sie vielleicht nicht sofort erwünscht sind. Wo wir erklären müssen, warum es vielleicht schön wäre zu kommen, sich einzulassen. Werbung außerhalb üblicher Kanäle.

Barrierefreiheit als selbstverständlicher Gedanke bei der Konzeption von Formaten.

Generell weniger Hürden: auch keine heimlichen einer vermeintlich notwendigen Vorbildung oder einer – nie vorausgesetzten, aber immer erwarteten! – Coolness, etwa über subtile Dresscodes oder Das-muss-man-doch-wissen-Diskursinhalte. (An diesem Punkt versagt mein Text, fürchte ich.)

Also nein, ich sage nicht: »Partizipative Formate«. Ich sage: »Teilhabe«.

Ich sage nicht: »Eine Nische«. Ich sage: »Riskante Zuflucht«.

Nicole Seifert

In Zukunft besser lesen: Bücher von gestern

Die Zukunft des Lesens liegt in Büchern von gestern. Natürlich nicht nur. Natürlich liegt sie auch in Büchern von heute und morgen, aber ganz wesentlich für die Zukunft des Lesens sind Bücher von gestern. Und damit meine ich nicht unseren Kanon oder die Titel, die seit Jahrzehnten im Deutschunterricht gelesen werden und kritisches Aussortieren sicher gut vertragen könnten. Ich meine im Gegenteil die Bücher von gestern, die in keiner Schule gelesen werden, die nicht in den Literaturgeschichten vorkommen, die teilweise nicht mal lieferbar sind. Bücher, die nicht kanonisiert wurden und die ich gerade deshalb für besonders relevant halte.

Warum gerade deshalb? Besteht dieser Kanon denn nicht aus den allerwichtigsten Büchern? Und sind die Bücher, die von der Literaturgeschichte vergessen wurden, nicht aus gutem Grund vergessen? Nein und nein. Das wäre zwar schön, ist aber eine sehr theoretische und auch etwas naive Annahme. Tatsächlich spielten bei der Kanonisierung Kriterien wie ›Geschlecht‹, ›Hautfarbe‹ und ›Klasse‹ eine tragende Rolle. Und das ist bis heute so, wie alle Jahre wieder zu sehen ist, wenn ein weißer männlicher Literaturkritiker einen Kanon aufstellt, der zu etwa neunzig Prozent weiß, männlich und heterosexuell ist. Massiv unterrepräsentiert sind

Frauen, LGBTQ-Autor:innen und Autor:innen of Color. Und sie fehlen nicht, weil die vielbeschworene »Qualität« ihrer Texte nicht ausreichen würde – ein reines Scheinargument, was schon daran zu sehen ist, dass selten mehr folgt. Diese Texte fehlen, weil sie ausgegrenzt wurden.

Es sind Inhalte und Perspektiven, die hier fehlen – in den Literaturgeschichten und Geschichtsbüchern, im Schulunterricht und im kollektiven Bewusstsein, in unserer Kultur und Gesellschaft. Inhalte und Perspektiven, die die Geschichte, wie sie gelehrt wird, in Zweifel ziehen, die die Vergangenheit nicht nur ergänzen, sondern korrigieren, und die erklären, wie wir dahin gekommen sind, wo wir heute stehen. Es sind Texte, die für das Verständnis der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft unabdingbar sind.

Es geht deshalb darum, die Bücher wiederzuentdecken, zu lesen und zu diskutieren, die, wie so gern gesagt wird, »in Vergessenheit geraten sind«. Nur dass es sich hier nicht um etwas Passives handelt, das irgendwie einfach passiert ist. Die entscheidende Frage stellt in diesem Zusammenhang der US-amerikanische Literaturwissenschaftler Todd McGowan: Warum wurden diese Werke denn »vergessen«? Seine Antwort: Weil die Traumata, die Frauen und Schwarze Menschen, People of Color und LGBTQ erlebten und in ihrer Literatur beschrieben, sich nicht in die vorherrschende Weltsicht und damit auch in die Weltsicht des bestehenden Kanons einordnen ließen. Sie wurden nicht »vergessen«, sie wurden verdrängt, weil andernfalls eine Auseinandersetzung mit den Themen hätte stattfinden müssen, um die es in dieser Literatur geht. Es hätte eine ethische Verantwortung übernommen werden müssen für die Sklaverei, die Kolonialgeschichte, die jahrhundertelange Unterdrückung und Verfolgung von Frauen und queeren Menschen.

Der Ausschluss dieser »anderen« Stimmen war demnach immer schon politisch begründet, die vorgeblich ästhetische Begründung stets eine politische. Denn wie geraten Bücher in »Vergessenheit«? Die Werke werden nicht mehr aufgelegt, sie werden von Herausgeber:innen von Literaturgeschichten nicht für wert erachtet, erwähnt zu werden, sie werden demzufolge auch nicht

an den Universitäten gelehrt oder in die Lehrpläne der Schulen aufgenommen und auch nicht in die Kanonaufstellungen, die immer noch so beliebt sind. All das sind bewusste Entscheidungen. Folgt man McGowans sehr einleuchtender Argumentation, ging es immer schon um den aktiven Ausschluss bestimmter Literatur.

McGowans Theorie wird besonders deutlich am Beispiel der Literatur Schwarzer Autor:innen. Noch in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts war es versklavten Menschen in den USA bei Strafe verboten, Lesen und Schreiben zu lernen. Die Literatur Schwarzer Autor:innen ist durchzogen vom Trauma eines gewaltsam auferlegten Schweigens – von der Figur der Louvinie in Alice Walkers *Meridian*, der die Sklavenhalter die Zunge herauschneiden, bis zu den sprachlosen Protagonistinnen in den Romanen von Gayl Jones, der Autobiographie von Maya Angelou und Alice Walkers *Die Farbe Lila*, das gleich zu Beginn ein Sprechverbot zitiert. Die ›slave narratives‹ hatten von Anfang an Zeugnischarakter und sollten den Kampf gegen die Sklaverei unterstützen, eine Traditionslinie, die sich bis ins zwanzigste Jahrhundert zu Autor:innen wie Ann Petry zieht, die in naturalistischen ›protest novels‹ für die soziale Gleichberechtigung Schwarzer Menschen eintreten. Nicht voneinander trennen lassen sich in den Romanen dieser Autorinnen die Erfahrungen von patriarchaler und rassistischer Gewalt, oft repräsentiert von denselben Figuren. Hätte man die Literatur Schwarzer Autor:innen von den ›slave narratives‹ an als literarisch anerkannt und ernsthaft rezipiert – wie hätte man einer Auseinandersetzung mit Sklaverei und Rassismus aus dem Weg gehen sollen?

Bei der Wiederentdeckung verdrängter Literatur von Frauen, von queeren Menschen und Autor:innen of Color geht es deshalb um mehr als darum, Vergessenes wieder zugänglich zu machen oder Herausgefallenes in existierende kanonische Kategorien einzugliedern. Es ging in den 1970er Jahren in den USA und es geht heute bei uns darum, das historische Verständnis zu erweitern, bisher Ignoriertes einzubeziehen, den Horizont zu öffnen. In den Vereinigten Staaten zog diese Kanonrevision theoretische Debatten darüber nach sich, was Literatur ist und nach welchen Kriterien man sie bewertet. War man zuvor davon ausgegangen, die

Wertung von Literatur könne geschlechtsneutral sein und der Kanon vorurteilslos und objektiv, klärten die sich etablierenden Gender Studies und die Postcolonial Studies über die Zusammenhänge von Kanon und Macht auf.

Das konservative Feuilleton möchte davon nichts wissen und spricht bis heute gern von ›politischer Literatur‹ oder ›Identitätsliteratur‹, wenn etwas als ›anders‹ gelabelt werden und von der ›eigentlichen, wahren Literatur‹ abgegrenzt werden soll. Oder anders gesagt: wenn es aus der Diskussion ausgeschlossen, wenn Relevanz abgesprochen werden soll. Was da in den Verlagsprogrammen der großen Publikumsverlage angekommen ist und auf den Longlists der wichtigen Preise, kann von der konservativen Kritik nicht länger ignoriert werden, wird dann aber als »Trend« oder »Modeerscheinung« abgetan, als »larmoyant« oder »verspielt«, als »kitschig« oder als »Vorstufe von Literatur«, um sich nicht damit auseinandersetzen zu müssen, um es abzutun, ohne sich damit zu befassen. Alles wie gehabt also.

Diese Strategien stehen in einer Tradition. Sie dienen dem Ausschluss, und zwar nicht dem Ausschluss von ›schlechter Literatur‹, sondern dem Ausschluss unbequemer, missliebiger Stimmen und Perspektiven. Die Zukunft des Lesens liegt in diesen Perspektiven von heute. Aber unbedingt auch in der Wiederentdeckung der marginalisierten und zum Schweigen gebrachten Stimmen von gestern. Das Wiederlesen von bell hooks, von Hedwig Dohm, von Audre Lorde und von denen, deren Namen ich nicht nennen kann, weil sie zum Schweigen gebracht wurden, macht es nicht nur möglich anzuknüpfen, es zeigt auch die Rückschritte, die es seitdem schon wieder gab. Nur so lassen sich Traditionen weiblichen Schreibens, Schwarzer und queerer Literatur erkennen, inhaltlich wie literarisch, nur so lassen sich die Wurzeln dessen verstehen, was es heute zu besprechen und zu verändern gibt. Zukunft kann nur gelingen, wenn die Vergangenheit verstanden wird, wenn die Erfahrungen derjenigen verstanden werden, die uns vorangegangen sind. Es ist alles schon aufgeschrieben.

Şeyda Kurt & Tijan Sila
im Tandem

Delet
»Relation-
Shits«

Şeyda Kurt

Warum Zärtlichkeit eine postkapitalistische Zeitkultur braucht

Ich kenne einen Menschen, der hat einen Garten. Es ist ein kleines widerspenstiges Idyll der Ruhe mitten in der Großstadt. In diesem Garten wächst vieles, was ich nicht kenne. Aber es wachsen auch Tomaten und Auberginen. Die Fleischtomaten sind nicht so rot und prall wie jene im Supermarkt. Sie sind gefleckt und verbeult wie Knie. Die Tomaten sind zart. Sie schmelzen auf der Zunge und hinterlassen ihren Geruch auf meinen Fingern. Sie schmecken nach den Tomaten aus dem Garten meiner Großmutter in Adıyaman. Der Mensch, dem der Garten gehört, verstreut Tag für Tag Keime der Schönheit. Dieser Mensch bringt Schönheit in mein Leben.

Ich habe Zeit. Viel mehr Zeit als andere Menschen – wenn das bedeutet, die Stunden und Minuten zusammenzuzählen, die ich nicht am Schreibtisch oder mit Hausarbeit verbringe. Laut einer Studie von 2011 haben Menschen in Deutschland im Durchschnitt vier Stunden und drei Minuten Freizeit am Tag. Sie verbringen durchschnittlich zwischen 8,9 und 11,6 Stunden pro Woche mit ihren Freund:innen. Je nachdem ob sie Single sind oder nicht, variiert die Summe.

Ich gehöre in beiden Studien zum oberen Durchschnitt. Und dennoch habe selbst ich das Gefühl, zu wenig Zeit zu haben für die Menschen, die mir etwas bedeuten. Die Arbeit gegen Lohn nimmt auch in meinem Leben einen viel zu großen Platz ein. Mir bleibt zu wenig Zeit, um die Schönheit, die der Mensch mit dem Garten in mein Leben und ins Leben anderer pflanzt, wachsen zu sehen, ihn dabei zu beobachten, wie er seine Pflanzen gießt, und ihm dabei unter die Arme zu greifen. Ich habe zu wenig Zeit, die ich mit ihm teilen kann.

Seit Jahren flammen Debatten zur Verkürzung der Arbeitszeit auf, gerade mit Blick auf Angestellte. Katja Kipping, Vorsitzende der Partei Die Linke, fordert etwa die Viertagewoche. Diese mache Beschäftigte »glücklicher, gesünder und produktiver«, meint Kipping. Mehrere Studien sprechen für ihre Beobachtung. Wäre diese Reform also die Lösung? Wären Menschen dann glücklicher? Und hätten sie mehr Zeit und Muße, sich einander zuzuwenden? Einander wachsen zu sehen?

Ich befürchte: So einfach ist das nicht. Denn zu der Gefühlskultur, in der wir leben, gehört auch eine Zeitkultur. Im Kapitel über Familie und Fürsorgearbeit habe ich beschrieben, warum die bürgerliche Kernfamilie eine fundamentale Einheit im Kapitalismus bildet: Sie ist kleinteilig und zugleich vereinheitlicht. Sie ist messbar und kalkulierbar. Sie sichert die Reproduktion von Arbeitskräften, der vergeschlechtlichten und rassifizierten Arbeitsteilung.

Ähnlich verhält es sich mit unserem Verständnis von Zeit. In unserer Kultur verstehen wir Zeit als linear. Stunden und Tage werden gleichsam entlang eines Längenmaßes aufgereiht, sortiert und in kleine Portionen geteilt: Arbeitszeit, Freizeit, Me-Time, We-Time. All diese Einheiten scheinen einer bestimmten exklusiven Zweckmäßigkeit zu folgen – und vor allem der Erhaltung der Arbeitskraft: arbeiten, ausruhen, arbeiten, ausruhen. In jeder Zeiteinheit haben wir anders zu funktionieren, damit das System als solches funktioniert.

Der Kapitalismus, wie auch bereits Karl Marx beobachtete, beraubt den Menschen einer seiner wichtigsten Ressourcen: seiner

Zeit. Weil sie so wichtig ist, ist sie auch im Austausch mit anderen Menschen besonders wertvoll. Somit ist sie eines der kostbarsten Geschenke, die wir anderen Menschen machen können. Und auch hier beruht der Wert des Geschenks oftmals auf seiner Exklusivität: Je wichtiger ein Mensch scheint, desto mehr Zeit bekommt er, desto weniger Zeit bekommen andere. Auf dieser unausgesprochenen Wahrheit basieren etwa romantische Zweierbeziehungen.

Je mehr Zeit ich mit einem Menschen also verbringe, desto mehr scheint er mir zu bedeuten. So kommt es zu einer Konkurrenz verschiedener Zeitbedürfnisse und zu unterschiedlichen Priorisierungen. Und diese Bedürfnisse haben ja ihre Berechtigung. Denn Intimität braucht Zeit. Doch wie viel Zeit, wie viel exklusive Zeit ist genug? Und was passiert, wenn mir andere Menschen auch viel bedeuten? Was passiert, wenn ich ihre Bedeutung in meinem Leben nicht gegeneinander aufwiegen will?

Die Linearität der Zeit erschöpft mich. Sie bedeutet Druck, Leistungsdruck in allen Bereichen meines Lebens. Selbst in meiner sogenannten Freizeit kann ich das Zählen nicht abstellen. Ich zähle die Minuten und Stunden, die mir übrig bleiben. Ich habe das Gefühl, nicht genug zu sein, nicht genug Zeit zu haben, von der einen Zeiteinheit in die nächste zu stolpern. Die Linearität zwingt mich zu Entscheidungen, die ich nicht fällen will, sie zwingt mich, meine Erfahrungen in eine eindimensionale Erzählung zu weben, manche Begegnungen und Gefühle zu konservieren und andere ganz vertrocknen zu lassen, damit andere überleben können. In jeder Zeiteinheit muss ich einen Teil meiner Realität aufgeben, nicht weil ich das will, sondern weil ich sonst nicht funktioniere.

Ich habe zu wenig Raum für die Gleichzeitigkeit dieser Begegnungen und Gefühle, für die Gleichzeitigkeit von Bedürfnissen, Möglichkeiten, Herausforderungen und Zärtlichkeiten. Damit meine ich nicht etwa, dass Arbeits- und Freizeit weiter schwimmen sollten, was bei vielen Menschen, die ich kenne, der Wechsel ins Homeoffice während der Coronakrise verschärft hat (und was meist am Ende noch weniger Freizeit bedeutet). Doch eine postkapitalistische Gesellschaft könnte es möglich machen,

diese Konkurrenz der Zeiteinheiten aufzuheben sowie den Gegensatz zwischen Arbeit und Freizeit, weil Menschen nicht aus existenzieller Notwendigkeit und in der Angst arbeiten würden, aus der Zeit zu fallen.

In einem weit entfernten Dorf beschließen die Bewohnenden zusammenzukommen, um wichtige Angelegenheiten für das Wohlergehen ihrer Community zu diskutieren. So beginnt eine Erzählung in dem Buch *Woman, Native, Other* der Philosophin Trinh Thi Minh Hà. Das Treffen wird an einem bestimmten Tag angesetzt, zum Einbruch der Dunkelheit. Als sich der vereinbarte Tag dem Abend neigt, essen die Dorfbewohnenden. Sie waschen sich und brechen erst zur Versammlung auf, wenn sie bereit sind. Die Dinge gehen wie üblich sanft und ruhig vonstatten, schreibt Trinh, denn die Versammlung beginnt nicht zu einer konkreten Uhrzeit, sondern gleitet ganz organisch in das Alltagsleben der Dorfbewohnenden. Menschen baden ihre Kinder während der Versammlung und flechten einander die Zöpfe. Andere beenden ein Spiel, das sie am Tag begonnen hatten. Das alles hält sie nicht davon ab, sich an der Versammlung zu beteiligen, zuzuhören und miteinander zu sprechen. Sie nähern sich den zu diskutierenden Angelegenheiten mit Vorsicht und Bedacht, würgen einander nicht ab, lassen die Verhandlungen auf sich zukommen. Das Gespräch wird nicht forciert, nicht gelenkt und nicht unterbrochen, so Trinh. Es bedarf keiner linearen Entwicklung, die nur die Illusion nähren soll, dass jemand weiß, wohin das Ganze führen soll. Zeit und Raum sind keine Einheiten, die außerhalb der Möglichkeiten der Bewohnenden stehen. Niemand hat, spart oder verliert Zeit.

Trinh Thi Minh Hà spezifiziert in ihrem Buch nicht, ob diese Erzählung auf einer Beobachtung beruht oder ob sie ein Produkt ihrer Fantasie ist. Und letztlich spielt das keine Rolle für die Kraft dieser Utopie. Die beschriebenen Menschen scheinen mir aus der Zeit gefallen zu sein, doch nur weil ich sie aus einem bestimmten Zeitverständnis betrachte. Dabei sind sie eins mit der Zeit. Und auch wenn sie gelegentlich aus der Zeit der anderen herauszufallen scheinen, fallen sie ganz selbstverständlich wieder hinein. Es ist eine Utopie der Gleichzeitigkeit einer postkapitalistischen Gesellschaft, in der die Menschen ineinander aufgehen.

Wer hingegen in unserer Gesellschaft aus der Zeit fällt, verliert: den Job, die Wohnung oder das Aufenthaltsrecht. Wir haben meist nicht einmal den Raum, die Zeit und das Wissen, uns als Teil der Geschichte anderer Menschen zu begreifen, uns in der Wechselseitigkeit mit ihnen zu erfahren – geschweige denn in dieser Gleichzeitigkeit der Perspektiven und Erfahrungen aufzugehen.

Ich träume von einer Gesellschaft, in der wir von der Linearität der Zeit befreit sind. Ich sehne mich danach, mich in einer Kniekehle, einer Armbeuge, in einem Gespräch oder einfach in der Stille einzunisten. Ich sehne mich danach, mich für die Gleichzeitigkeit entscheiden zu können, Zeiteinheiten zu durchkreuzen, Realitäten und Rollen zu verweben und manchmal einfach nichts zu verweben und nichts zu wollen. Ich sehne mich danach, ohne Angst aus der Zeit fallen zu können. Auch gemeinsam. In einem kleinen Garten in Neukölln.

Aus: Şeyda Kurt: *Radikale Zärtlichkeit. Warum Liebe politisch ist*, 204–209.

© HarperCollins in der Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg 2021.

Tijan Sila

Die blasse Peperoni

Kurz vor dem Ausbruch der Pandemie kam ein Handwerker bei uns vorbei, um nach der Geschirrspülmaschine zu schauen. Er war ein hagerer, schnurrbärtiger Mann, in dessen Gesicht alles zu üppig geraten war: Die gekerbte Nasenspitze glich einer Pflaume, und die Lippen griffen diesen Eindruck irgendwie auf, denn sie waren violett. Seine Bräune – er ging seit seiner Jugend zweimal die Woche ins Solarium, verriet er mir später – unterstrich die hellen Augen und erinnerte mich an die Neunzigerjahre. Damals färbten sich eigentlich blonde Raverinnen die Haare schwarz und brien sich auf der Sonnenbank, um ihre Eisbonbonaugen und gebleichten Zähne umso stärker gleißen zu lassen – den Look nannte man (zumindest in meiner Gegend) Ephedrin-Bräune, denn ab Frühling nahmen Raver und Raverinnen wohl Appetitzügler, um im Sommer flach wie ein Brett sein zu können. Der Handwerker war zwar solariumgebräunt, doch auch ohne ›Effekt‹ flach wie ein Brett. Er war einer dieser Menschen, deren nervöse Energie für erhöhten Energieumsatz sorgt. Das erste, was er mir nach der Begrüßung sagte, war, dass diese Reparatur vermutlich seine letzte sei:

»In vier Tagen gehe ich nämlich in die Rente.«

»Geil!« Ich klatschte, wie sich das gehört.

»Aber die krieg' ich davor noch repariert.« Er ließ den Blick auf der Geschirrspülmaschine. »Ist die Umwälzpumpe. Ist immer die Umwälzpumpe.«

Da sein Auszubildender an diesem Tag mit Grippe im Bett lag, musste ich dem Handwerker helfen, die Maschine aus der Küchenzeile zu hieven. Dabei fiel mir sein seltsames Tattoo auf, ein bläuliches Etwas auf dem unbehaarten Hautfleck unterhalb der Ellenbeuge. So oft ich es mir auch (heimlich) anschaute, ich kam nicht dahinter, was es darstellen sollte. Das Tattoo war alt, verblasst und erinnerte mich am ehesten an eine krude gezeichnete Peperoni; es hatte auch in etwa die Größe einer Peperoni. Oder war es vielleicht doch ein Trinkhorn, wie man sie aus Asterix-Comics kannte? Ich hielt es nicht lange aus:

»Sagen Sie mal, ihr Tattoo, was ist das denn? Ist es ein Trinkhorn?«

»Sie sind aber neugierig«, warf mir der Handwerker vor, allerdings lächelnd. »Es soll ein Dolch sein.« Er hielt mir den Arm hin und fuhr mit dem Finger ruhig über den zittrigen Konturstrich: »Die Spitze war gekrümmt, sehen Sie? Hier ist der Griff. Und wissen Sie, wie klein es ursprünglich war? So klein.« Er hielt Zeigefinger und Daumen ungefähr vier Zentimeter auseinander. »Ich war erst sieben, als es draufkam, und es ist mit mir gewachsen.«

»Wie kommt man mit sieben dazu, sich tätowieren zu lassen?«

»Wirklich neugierig! Sehr neugierig!« Er schmunzelte, er lächelte. Die Geschichte des Tattoos zu erzählen, war ihm eine Lust – und das mit Recht, finde ich, denn es war eine wirklich coole Geschichte:

»Ich war Teil einer Bande«, erklärte er. »Und das Tattoo war unser Zeichen. Wir haben es uns gegenseitig gestochen, mit Nadel und Schultinte.«

»Eine Jugendbande. Das war in den späten Fünfzigerjahren, in Frankfurt. Alle Jungs waren in einer Bande, und die Banden haben sich untereinander geprügelt.«

Ich erzählte, dass es in meiner Kindheit ähnlich gewesen war; dass jeder Plattenbauquadrant seine eigene ›Raja‹, aufgeteilt in die ›Alten‹ und die ›Kleinen‹, gehabt hatte, und dass kriegerische Fehden mit Nachbarsvierteln ein genauso wichtiger Zeitvertrieb gewesen waren wie Basketball. Der Handwerker nickte, das Lächeln nun nostalgisch, doch ungetrübt, und er sagte, in Frankfurt hätten sich Banden an den Grundschulen gebildet, ein wenig wie in *Das fliegende Klassenzimmer*.

»Und was haben Ihre Eltern zu dem Tattoo gesagt?«, fragte ich. »Ich bin mal von einer Klopperei ohne Schneidezahn heimgekommen, und meine Mutter hat sich jahrelang darüber geärgert. Dabei war es nur ein Milchzahn.«

»Mein Vater hat's beim Abendessen gesehen. Er hat mich mit dem Gürtel bewusstlos geprügelt und danach hat er nie mehr richtig mit mir gesprochen.« Der Handwerker löschte das Lächeln und blickte mir in die Augen, damit ich ihn richtig verstand. »Mein Vater war ein Nazi, wissen Sie, ein richtiger Nazi. Er war selbst tätowiert, weil er in der Waffen-SS gedient hatte. Das war ihm alles ganz wichtig, er hat sein Tattoo vor dem Schlafen mit Apfelessig eingerieben, glauben Sie mir das? Damit das schöne ›A‹ nicht verblasst.«

Erst schwiegen wir und trauerten, dann musste ich allerdings wieder nachbohren. Ich fragte:

»Er hat wirklich nie mehr richtig mit Ihnen gesprochen?«

»Nein. Und er hat sich daran aufgegeilt, irgendwann war es so ein Spiel für ihn, wissen Sie. Meine Brüder bekamen Geschenke zum Geburtstag, ich nicht. Sie bekamen die Hochzeiten bezahlt, ich nicht. Meine Brüder haben studiert, ich nicht.«

Nach dem letzten Satz prüfte er kurz mit dem Blick, ob ich den Zusammenhang verstand. Das tat ich. Schließlich bin ich Lehrer.

»Haben Sie noch Kontakt zu den anderen Mitgliedern ihrer Bande?«, fragte ich.

»Wir waren zehn Kinder, sieben sind noch am Leben. Und von den sieben gehen fünf jeden Sommer segeln.«

»Sind Sie dabei?«

»Sonst tät ich es nicht erzählen.« Die Periphrase nutzte er nur, um mit dem Klischee des Handwerkers zu kokettieren – sein Lächeln war zurückgekehrt. Er war ein Mann ohne Skelette im Mauerwerk. »Und Sie? Haben Sie noch Kontakt zu den Leuten aus ihrer, wie haben Sie es genannt...? Aus ihrer Randalde?«

»Aus der Raja? Nein, das hat sich verlaufen.« Ich log: Mit den sozialen Netzwerken waren auch Freundschaftsanfragen meiner bosnischen Kindheitsfreunde gekommen. Manche von ihnen lebten noch in Sarajevo, andere waren, wie ich, vor dem Krieg geflohen und lebten in Schweden, Kanada, den Vereinigten Staaten. Einer, Mustafa, schrieb mir sogar aus der Dominikanischen Republik, wo er als Heizungsinstallateur und Mechaniker für Klimaanlage arbeitete. Aber irgendetwas in mir hatte sich verschlossen. Ich schaffte es nicht, an unsere Kindheit anzuknüpfen: Meine alten Freunde erinnerten sich allesamt mit ziemlicher Lust an Dinge, die mir Schmerzen bereiteten – das ist keine Metapher für Trauer; ich meine richtige, körperliche Schmerzen, Migräne etwa oder Magenbeschwerden, die sich im Durchfall auflösten. »Aber das ist nicht schlimm«, fuhr ich fort. »Ich habe hier in Deutschland auch gute Freunde gefunden. Manche hatten sich selbst tätowiert, so ein bisschen wie Sie.«

»War's auch eine Bande?«

»So in etwa.« Ich lachte. »Einmal wollte mich ein Zuhälter schlagen, weil ich mich über seinen Ferrari lustig gemacht hatte, aber meine Freunde haben ihn vertrieben.«

Biografien

Kuratorinnen

Shida Bazyar, geboren 1988 in Hermeskeil, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und war neben dem Schreiben viele Jahre in der Jugendbildungsarbeit tätig. Ihr Debütroman »Nachts ist es leise in Teheran« erschien 2016 bei Kiepenheuer & Witsch und wurde mehrfach ausgezeichnet und übersetzt. Ihr zweiter Roman »Drei Kameradinnen« erschien 2021 ebenfalls bei Kiepenheuer & Witsch und war für den Deutschen Buchpreis nominiert.

Emma Braslavsky schreibt, kuratiert, inszeniert und macht sich dabei einen Kopf um Sinn und Zukunft der Menschheit. Dazu hat sie Kunstarbeiten und Ausstellungen konzipiert sowie mehrfach prämierte Romane und Hörkunst veröffentlicht wie zuletzt die für den Deutschen Science-Fiction-Preis nominierte und verfilmte Erzählung »Ich bin dein Mensch« (in: »2029 – Geschichten von morgen«, Suhrkamp, 2021), die zum Spin-off des prämierten und mehrfach nominierten Romans »Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten« (Suhrkamp, 2019) wurde, oder mit Alexander Magerl die Hörcomic-Serie »Agent Zukunft« (dingsbums productions).

Patricia Nana Yaa Seiwaa Anin wuchs als Kind einer deutschen Mutter und eines ghanaischen Vaters in Berlin auf. Sie entwickelte schon in jungen Jahren eine starke Leidenschaft für Literatur und klassische Musik. Im Juli 2021 unternahm sie eine zweimonatige Reise nach Ghana, auf der ihr Interesse für gesellschaftliche Themen und soziale Ungleichheit geweckt wurde. Für die Zukunft wünscht sie sich eine Gesellschaft, in der Afrika nicht mehr unterschätzt wird, sondern sein volles Potenzial entfalten kann. Derzeit studiert sie an der Humboldt-Universität Regionalstudien Afrika/Asien.

Naika Foroutan ist Direktorin des Deutschen Zentrums für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) und des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie forscht und lehrt zu religiöser und gesellschaftlicher Vielfalt sowie zur Transformation von Einwanderungsgesellschaften. Zuletzt erschienen von ihr »Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie« (transcript, 2019) sowie »Die Gesellschaft der Anderen« (Aufbau, 2020, mit Jana Hensel).

Thomas Gäbert, geboren 1982, absolvierte nach dem agrarwissenschaftlichen Bachelor- konsekutiv das Masterstudium an der Humboldt-Universität zu Berlin. Während der anschließenden Arbeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter waren pflanzenbauliche Themen sowie Langzeitversuche zur organisch-mineralischen Düngung marginaler Sandböden die Schwerpunkte. Im Jahr 2014 erfolgte die Promotion und bereits 2013 der Wechsel in die Agrargenossenschaft Trebbin eG, deren Vorstand er seit 2017 ist.

Alexander Häusler ist Sozialwissenschaftler und beruflich tätig als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Forschungsschwerpunktes Rechtsextremismus/Neonazismus der Hochschule Düsseldorf. Er forscht zu aktuellen Entwicklungen im politischen Rechtsaußen und ist gemeinsam mit Fabian Virchow Herausgeber der »Edition Rechtsextremismus« bei Springer VS.

Şeyda Kurt ist freie Journalist-in, Moderator-in und Buchautor-in.

Sie schreibt und spricht über linken Feminismus, Philosophie, Innenpolitik, Kultur und Kulturpolitik. Ihr autobiografisches Sachbuch und Bestseller »Radikale Zärtlichkeit – Warum Liebe politisch ist« erschien im April 2021 bei HarperCollins Germany. Darin untersucht sie Liebesnormen im Kraftfeld von Kapitalismus, Patriarchat und Rassismus und plädiert für eine Ethik der radikalen Zärtlichkeit als ein Programm der Gerechtigkeit.

Matthias Lohre, geboren 1976, ist Schriftsteller, Sachbuchautor und Journalist und lebt in Berlin. In Köln studierte er Mittlere und Neuere Geschichte, Anglo–Amerikanische Geschichte und Anglistik und absolvierte im Anschluss die Berliner Journalisten–Schule. Von 2005 bis 2014 war er Parlamentskorrespondent, Reporter und Kolumnist der taz. 2021 erschien sein Debütroman »Der kühnste Plan seit Menschengedenken« (Wagenbach) über das Atlantropa–Projekt und dessen Erfinder-innen Herman und Irene Sörgel.

Stefan Petermann, geboren 1978 in Werdau/Sachsen, lebt heute in Weimar. Er studierte Mediengestaltung an der Bauhaus–Universität Weimar. 2009 erschien sein Debütroman »Der Schlaf und das Flüstern« (asphalt & anders), 2017 »Der weiße Globus« (Edition Muschelkalk). Zuletzt erschien der Reportagenband »Jenseits der Perlenkette. Eine Reise in die kleinsten Dörfer Thüringens« (Eckhaus, 2019, mit Yvonne André). Seine Erzählungen »Nebenan«, »Der Zitronenfalter soll sein Maul halten« und »Die Angst des Wolfs vor dem Wolf« wurden verfilmt. Er hat mehrere Hörspiele und Drehbücher verfasst und seine Arbeiten wurden in verschiedenen Ausstellungen gezeigt.

Lisa–Marie Reuter, geboren 1987 in Unterfranken, zog später fürs Studium der Indologie nach Würzburg, wo sie bis heute lebt. Wenn sie nicht in frei erfundene Fantasywelten abtaucht, lässt sie sich beim Schreiben gern von ihren Indienreisen inspirieren. Ihr Text »Tod einer Göttin« gewann den Climate–Fiction–Kurzgeschichtenwettbewerb bei TOR ONLINE. In ihrem Cli–Fi–Roman »Exit this City«, erschienen 2021 bei FISCHER Tor, wirft sie einen Blick auf die Lebensmittel–industrie der Zukunft.

Katharina Schultens, geboren 1980 in Rheinland-Pfalz, arbeitet seit 2006 an der Humboldt-Universität zu Berlin, bis 2021 als Geschäftsführerin einer naturwissenschaftlichen Graduiertenschule. Sie schreibt vor allem Lyrik und Essays. Ihre Gedichtbände »gorgos portfolio« (2014) und »untoter schwan« (2017) erschienen bei kookbooks. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen, so 2013 den Leonce-und-Lena-Preis und zuletzt den Basler Lyrikpreis 2019. Ab September 2022 leitet Schultens das Berliner Haus für Poesie.

Nicole Seifert, geboren 1972, ist gelernte Verlagsbuchhändlerin und promovierte Literaturwissenschaftlerin. Sie arbeitete mehrere Jahre lang als Lektorin für verschiedene Buchverlage und ist seit 2010 frei als Übersetzerin aus dem Englischen und als Autorin tätig. Ihr Literaturblog nachtundtag.blog wurde 2019 vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels als bester Buchblog ausgezeichnet. 2021 erschien bei Kiepenheuer & Witsch ihr Buch »FRAUEN LITERATUR. Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt«.

Tijan Sila kam 1981 in Sarajevo, Bosnien, zur Welt und gehörte zur letzten Generation jugoslawischer Jungpioniere. Seine Eltern arbeiteten als Dozenten an der Philosophischen Fakultät. 1994, nach drei Kriegsjahren, gelang seiner Familie die Flucht nach Deutschland. Tijan verbrachte die Jugend in Landau in der Pfalz, anschließend studierte er Anglistik und Germanistik in Heidelberg und Bristol. Er arbeitet als Lehrer an einer Berufsbildenden Schule in Kaiserslautern und veröffentlicht außerdem Essays, Erzählungen und Romane – zuletzt »Krach« (Kiepenheuer & Witsch, 2021).

Stefanie de Velasco wuchs als Kind spanischer Einwanderer im Rheinland auf und studierte Europäische Ethnologie in Berlin. Ihr Debütroman »Tigermilch« (Kiepenheuer & Witsch, 2013) wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und für das Kino verfilmt. 2019 erschien ihr zweiter Roman »Kein Teil der Welt« (Kiepenheuer & Witsch), in dem sie vom Aufwachsen bei den Zeugen Jehovas erzählt. Derzeit promoviert sie zum Thema »Nachhaltiges Erzählen« bei Prof. Dr. Stephan Porombka an der Universität der Künste Berlin.

Liste der 2022 im Programm Und seitab liegt die Stadt geförderten Projekte

Landarbyte: (Digitale) Zukunft uffm Land | Gemeinde Albrück

auf weitem Feld – Stadtschreiber:innen für die dörflich digitale Nachbarschaft | auf weiter flur e.V., Augustusburg

Die Kraft des Neuen – sich einrichten im Unvertrauten | Förderverein Malchiner Bibliotheksfreunde e.V., Basedow

Wir – die Zukunft | Elbufer e.V., Bitter

LITERARISCHES SÜPPCHEN | Kulturwerkstätten JohannesHof, Bockendorf

Lyrische Jahreszeiten zwischen Gärten und Zechenhaus | Nachwuchs-Literatur-Zentrum »Ich schreibe!« e.V., Brieske

Recht auf Zukunft – Janusz Korczak und die Kinderrechte auf Illu-Club Bustour | KulTus e.V., Buckow (Märkische Schweiz)

Miteinander in die Zukunft: Vom ALL-ein-SEIN-zum-ALL-eins-SEIN | Clenzer Culturladen e.V., Clenze

Lese- und Podcastreihe MV liest | Förderverein Kirche & Pfarrhofensemble Cramon e.V., Cramonshagen

Zukunft!?! () eine Perspektive | T30 e.V., Demmin

EICHSTÄTT – BAIKONUR | Lithographie-Werkstatt Eichstätt

Von Wurzeln und Flügeln – Lesereihe zum Thema Zukunft | Schloss Bröllin e.V., Fahrenwalde

Initiative ODERBUCH: Dorflesen | Klub der Kolonisten Neulietzegöricke e.V., Neulewin, OT Neulietzegöricke

Village Voices – Echos aus der Zukunft | Dorfmitte Productions e.V., Gerswalde

Utopia – Ein philosophisches Hörbuchprojekt mit Kindern zu den großen Fragen der Zukunft | Stadtbücherei Glücksburg

Kulturleben in allen Generationen | Land. Kultur. Leben, Hainichen

Halbe.Zukunft – Lesereihe | Halbe.Welt e.V., Halbe

Hausach 2122 | Hausacher LeseLenz, Hausach

Zukunft unterm Kyffhäuser | Künstlerhaus Thüringen e.V., Kannawurf

Fabelhaftes Wartenburg | Förderkreis 1813 Wartenburg e.V., Kemberg, OT Wartenburg

Symbiosen. Literatursommer im Baumbachhaus Kranichfeld | Förderverein Baumbachhaus e.V., Kranichfeld

vielerorts – Ladenburger Literaturtage 2022 | Freunde und Förderer der Stadtbibliothek e.V., Ladenburg

Portschlüssel in die Zukunft – das zweite Wulkower Literaturcamp | Ökospeicher e.V., Lebus

Erzgebirger (S)sagen – Schüler.Schreiben.Zukunft – diesseits und jenseits der Silberstraße | Friedrich Bödecker Kreis Sachsen e.V., Leisnig, OT Börtewitz

Lesungen zur Saatgutbibliothek | Gemeindebücherei Leopoldshöhe

Mythen durch die Glaskugel – Wir erzählen Märchen von Morgen (Schreibwerkstatt und Puppenspiel) | Kultur- und Weiterbildungsgesellschaft, Löbau

SPOKEN WORD MEETS OBERLAUSITZ | LÖBAULEBT e.V., Löbau

zukünftig anders | Lehstener Kultur Alternative e.V., Möllenhagen

Brennende Herzen – Poesie-Festival | STATTwerke e.V. (JIM Kyritz), Neuruppin

Alice im Wunderland literarische Zukunftsreisen | Naturparkverein Hoher Fläming e.V., Rabenstein/Fläming, OT Raben

Ruinenfestival Reichenow: Zukunft lesen | Kultur in der Alten Schäferei e.V., Reichenow-Möglin

Literaturtage Rügen | Grundtvighaus e.V., Sassnitz

Leonie Looping Lesung mit Cally Stronk | Stadtbibliothek Schkeuditz

Utopie oder Dystopie – Erzähle deine Zukunftsgeschichte als Graphic Novel! | Internationale Bildungsstätte Jugendhof Scheersberg im Deutschen Grenzverein e.V., Steinbergkirche

Unsere Zukunft. Schreibworkshops für Jugendliche | Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg, Literaturhaus Oberpfalz, Sulzbach-Rosenberg

Kultur am Walde | Stadt Waldkappel

Impressum

Herausgeber:
Literarisches Colloquium Berlin
Am Sandwerder 5
D-14109 Berlin

Tel.: +49 (0) 30 - 816 996-0
Fax: +49 (0) 30 - 816 996-19
mail@lcb.de

Kuration des Festivals:
Shida Bazyar und Emma Braslavsky

Redaktion: Lara Gross und Felix Schiller

Gestaltung: studiopanorama.de

2022
Zukunft

Und seitab
liegt die
Stadt

L I T E R A R S C H E S
C O L L O Q U I U M
B E R L I N L C B



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien